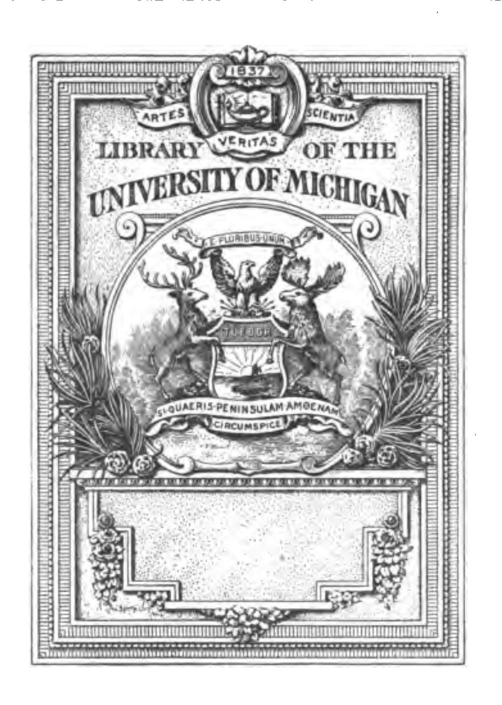


Ploch - Grabbe als Mensch und Dichter


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Grabbe als Mensch und Dichter

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der philosophischen Doktorwürde

einer

hohen philosophischen Fakultät

der

vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Arthur Ploch

aus Stockheim in Oberhessen

Halle a. S. 1904

Meinen lieben Eltern

aus Dankbarkeit gewidmet.

Vorliegende Dissertation bildet das erste und zweite Kapitel einer grösseren Schrift, die der hohen philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg vollständig zur Begutachtung vorgelegen hat und demnächst unter dem Titel „Grabbes Stellung in der deutschen Litteratur" erscheinen wird. Mit Genehmigung der Fakultät wurden die beiden ersten Kapitel als Dissertation gedruckt.

I. Einleitung.

Als Grabbes Detmolder Freund Karl Ziegler im Jahre 1855 seine für die richtige Würdigung des Dichters grundlegende Darstellung von Grabbes Leben und Charakter veröffentlichte, machte er sich den einleitenden Worten zufolge auf keine besonders günstige Aufnahme seines Buches gefasst. Denn mit Grabbes Nachruhm war es damals nicht zum Besten bestellt, sein Name einem grösseren Publikum kaum noch erinnerlich, seine Werke aus dem Buchhandel verschwunden. Ziegler muss zugeben (S. 1): „Seine Schriften sind in neuerer Zeit sehr in den Hintergrund getreten und eigentlich nur mehr den Literaten und Literarhistorikern bekannt.“ So blieb es auch noch bis zum Ende der siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Gottschall's und Blumenthal's Neuausgaben von Grabbes Werken längst erschienen waren. Johannes Scherr sagte noch in der zweiten Auflage seiner „Dämonen“ 1878 auf S. 204, der Dichter sei „jetzt schon eine Verschollenheit, eingesargt in die kärglich ausgestattete Gesammtausgabe seiner Werke und beigesetzt in der grossen Mumienhalle der Literaturgeschichte.“ Aber die Entwickelung der deutschen Literatur in den letztvergangenen Jahrzehnten gab Johannes Scherr Unrecht. Aus der „Verschollenheit“ wurde mit einem Schlage eine Berühmtheit, als mit dem Ausbruch der modernen Literaturbewegung die angebeteten Götter aus der klassischen Epoche durch die jungen Bilderstürmer von ihren hochragenden Postamenten gestürzt und neue Götzen an ihre Stelle gesetzt wurden. Unter denen, die aus dem Schutte der Vergangenheit wieder hervorgezogen und mit frischem Lorbeer bekränzt wurden,

befand sich neben Lenz, Klinger, Büchner in erster Reihe auch Christian Dietrich Grabbe.

Es war ganz naturgemäss, wenn die Stürmer und Dränger der jüngsten Literaturperiode ihre Blicke rückwärts lenkten und nach früheren ähnlichen Erscheinungen Ausschau hielten. Das Gefühl der Wahlverwandschaft zog sie instinktiv zu den jugendlichen Revolutionären von Ehedem, den Dichtern der Geniezeit und der Zeit des „Jungen Deutschland“, deren Bestrebungen mit den ihrigen so viel Aehnlichkeit hatten, deren Ziel wenigstens in dem einen Punkt dem ihrigen gleich war: in der Forderung einer realistischen Wiedergabe des Lebens in Kunst und Poesie. So konnte es denn nicht ausbleiben, dass die modernen Literaturerneuerer ihre Aufmerksamkeit in verstärktem Grade wieder dem so lange verschollenen Grabbe zuwandten, dessen Werke durch die billige Reclam-Ausgabe leicht zugänglich gemacht waren.

Es will mir auch scheinen, als ob die Veröffentlichung von Heine's „Memoiren“, die, schon 1854 geschrieben, erst 1884 zu Hamburg bei Hoffmann & Campe erschienen, auf die literarische Wiedererweckung Grabbes nicht ohne Einfluss gewesen sei. Heine hat in dieser fragmentarischen Lebensbeschreibung auch seines einstigen barocken Berliner Studiengenossen in einer längeren Ausführung gedacht und sein Urteil über ihn dahin zusammengefasst, er sei einer der grössten deutschen Dichter gewesen und dürfe von allen unseren dramatischen Dichtern wohl als derjenige genannt werden, der die meiste Verwandtschaft mit Shakespeare habe. Es wäre eine Ironie der Literaturgeschichte, wenn Grabbes neuster Ruhm zum Teil auf Rechnung Heines zu setzen wäre. Denn während Heine dem Schaffen Grabbes nie seine Anerkennung versagte, hat Grabbe sich sowohl über die Persönlichkeit wie über die dichterische Produktion Heines nur in cynischster Weise geäussert. Die Annahme, dass das moderne Urteil über Grabbe durch die Memoiren Heines beeinflusst worden sei, erscheint wohl gerechtfertigt, wenn wir sehen, dass *gerade in der* Zeit ihres Erscheinens, die mit dem Beginn

der jüngsten Literaturrevolution zusammenfällt, ein erhöhtes Interesse für Grabbe sich bemerklich macht.

Unter denen, die sich in den achtziger Jahren zu Herolden der dichterischen Grösse Grabbes aufwarfen, war einer der Ersten Carl Bleibtreu. In seiner Broschüre „Revolution der Literatur“ (Leipzig, W. Friedrich 1886) verherrlichte er Grabbe als das Urbild des Titanismus und wies auf ihn sozusagen mit allen Fingern hin. Nachdem er auf S. 3 seiner Broschüre betont, das wir dem erneuten Hinweis der Romantiker auf Shakespeare „die dämonische Urwüchsigkeit der Kleist'schen und Grabbe'schen Dramatik“ verdanken, stellt er eine Seite weiter Grabbe unbedenklich über Kleist. Die vulgäre Kunstanschauung hafte stets zu sehr am sogenannten Künstlerischen, am äusseren Gewande der Form, was es denn begreiflich mache, wie der titanische Grabbe stets vernachlässigt und der an eigentlicher Grösse Grabbe keineswegs erreichende Kleist so übermässig vergöttert werde. Ebenso kommt er S. 60 nach Verwerfung der formalistischen Kunstauffassung wieder auf Grabbe zu sprechen. Er schreibt: „Zu einem Dichter gehören in erster Linie Phantasie und Leidenschaft. Die alten Herren kamen immer mit der „Form.“ Da möchte man gern eilig dagegensetzen: Die Form ist nichts, der Inhalt alles! Und im tieferen Sinne muss dieser Satz auch gelten: — Reinhold Lenz ist doch sicher grösser als Uz und Ramler, Grabbe grösser als die geschmeidigsten Jambentheatraliker.“ Merkwürdigerweisse werden Büchner und Hebbel von Bleibtreu abgelehnt, indem er behauptet (S. 4.): „Krankhafte Missgeburten aus Lenz und Grabbe sind Hebbel und Büchner. Nur naive Unkenntnis wird auf diese noch Wert legen, statt zu ihren Ahnen zurückzugreifen.“ *)

Von Hermann Conradi ist es bekannt, wie sehr

*) Neuerdings hat Bleibtreu noch über „Marlowe, Grabbe und Lenz“ gehandelt in der „Wiener Rundschau“, Jahrgang IV., Nr. 24. — Zu vergl. wäre auch Alberti's Grabbe-Artikel in „Westermanns Illustr. Deutsche Monatshefte“, Bd. 62, S. 180 ff.

ihn alle verkannten und verkommenen Genies, alle durch Selbstmord oder im Wahnsinn geendeten Dichter, kurz, alle pathologischen Figuren der deutschen Literatur interessierten. Ueber die Motive von Lessmann's Selbstmord schreibt er in der Einleitung zu dessen von ihm 1885 neu herausgegebenen „Wanderbuch eines Schwermütigen" (S. 33): „Verzweiflung, Elend, Not — ein deutsches Dichterleben comme il faut à la Lenz, Kleist, Hölderlin, Grabbe, Büchner und Genossen. . ."

Grabbe wird dann noch einmal S. 39 von ihm erwähnt in dem literaturgeschichtlichen Abriss, der ganz in dem damals hochmodernen impressionistischen Notizenstil gehalten ist. In dem nur aus abgehackten Sätzen bestehenden Ueberblick über die Periode von 1820—30 sagt er: „Einzelne Strömungen. Gesondert laufend, ohne befruchtenden Einfluss aufs Ganze. Geniale Naturen wie Grabbe gehen ohne Teilnahme unter. Ueberall Brüche, Fragmente. Kein harmonisches Durchdringen von Leben und Kunst. Das Leben schleppte sich hin, die Kunst ging betteln. Viele starben jung. Sie haben sich schlecht entwickelt. Das konnte nicht anders sein."

Der Kulminationspunkt des Grabbe-Enthusiasmus ward dann erreicht in Conradi's wirrer Broschüre: Wilhelm II. und die junge Generation. Eine zeitpsychologische Betrachtung. Leipzig 1889. Hier hält der von seinen dichterischen Erstlingserfolgen berauschte junge Autor der „Lieder eines Sünders" eine fürchterliche Abrechnung mit Wilhelm Scherer, den er geradezu für ein Nationalunglück erklärt. (S. 58). Und warum das? Weil er an Grabbe keinen Geschmack fand!

Die Stimmen Bleibtreu's und Conradi's verhallten nicht ungehört. Das Interesse für den Dichter, der seinerzeit wie ein Meteor erschienen und dann wieder in die Nacht der Vergessenheit getaucht war, steigerte sich von Jahr zu Jahr, und so konnte denn in dem einstigen Hauptorgan der modernen Stürmer und Dränger, der „Gesellschaft", 1902 *(Heft 1, S. 14)* in einem Artikel über Ch. D. Grabbe,

Nachträgliches zu seinem hundertsten Geburtstage Oskar Friedländer mit vollem Rechte schreiben: „Grabbes Name ist heute populärer als jemals; in dem Pantheon moderner Kunst hat auch er seinen Platz erhalten.“ Den von Hyperbeln strotzenden Jubiläumsartikeln im Dezember 1901 ist eine den philologischen Anforderungen leider nicht ganz genügende*) Ausgabe von Grabbes Werken und Briefen gefolgt, die der Herausgeber Eduard Grisebach mit einer zuverlässigen Biographie bereichert hat. So ist uns heute die problematische Persönlichkeit Grabbes, die seinen Zeitgenosssen schon so viel zu denken und zu raten gab, wiederum nahe gerückt und seine dichterische Produktion fordert von neuem eine kritische Würdigung. Die Tatsache, dass Grabbe für die moderne Literaturbewegung von hervorragender Bedeutung war, dürfte den Versuch nicht unangebracht erscheinen lassen, seine Stellung in der deutschen Literatur einer Prüfung zu unterziehen und seiner Person wie seinen Werken eine eingehende Betrachtung zu widmen.

*) Vergl. Deutsche Literaturzeitung, Jahrg. XXIV, 1903, Nr. 30 (J. Minor).

II. Grabbe als Mensch und Dichter.

Das Beste, was über Grabbe in neuerer Zeit geschrieben worden ist, enthalten die „Beiträge zum Studium Grabbe's" *) von Carl Anton Piper. Die Resultate seiner Untersuchung seien kurz rekapituliert. Piper nimmt zunächst eine kritische Prüfung der Grabbe-Literatur vor und findet Ernst Willkomm's Studie in den „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater" (Leipzig 1838, wieder abgedruckt in der Sammlung „Blitze," Leipzig 1846) reich an einzelnen guten Gedanken, das Ganze aber ohne wissenschaftlichen Ernst geschrieben, und das wenige Gute überwuchert von einem dichten Wald von Phrasen; die der „Hermannsschlacht" vorgedruckte Biographie Eduard Duller's (Düsseldorf 1838) tendenziös gefärbt, unter dem Einflus der Witwe Grabbe's gegen dessen Mutter gerichtet; die Arbeit von Johannes Scherr in den „Dämonen" (Leipzig 1870) unbedeutend, nur eine Zusammenstellung von Einzelheiten enthaltend, die den früher erschienenen Werken über Grabbe entnommen waren. Als wirklich brauchbare Schriften bleiben nur übrig die Darstellung Immermann's in Franck's Taschenbuch dramatischer Originalien für 1838, Leipzig 1837 (wieder abgedruckt in Immermanns Werken, 19. Bd., Berlin, Hempel) und das Buch Carl Zieglers „Grabbes Leben und Charakter" (Ham-

---

*) Forschungen z. neueren Litteraturgesch. hrsg. v. Franz Muncker, Bd. VIII. München 1898. — Vgl. darüber „Euphorion" Bd. VI, 1899, S. 589/90 (Herm. Bartmann); „Literar. Centralblatt," 1899, Nr. 15 (Max Koch); „Litteraturblatt f. germ. und rom. Philologie, Jg. XXI, 1900, Nr. 12 (Alb. Leitzmann); „Deutsche Litteraturztg.," Jg. XXII, 1901, Nr. 4 (G. Roethe); „Studien z. vergleich. Litteraturgesch., hrsg. v. M. Koch, Bd. II, 1902, S. 382—84 (Bruno *Golz).*

burg 1855). Auf Joh. Scherrs Aufsatz „Ein deutscher Dichter“ in den „Dämonen“ hatte Oskar Blumenthal 1875 in seiner Schrift: Nachträge zur Kenntnis Grabbes (Berlin, Grote) aufmerksam gemacht und diesen Aufsatz auch schon vorher in seinen Einleitungen zu Grabbes Werken verwertet. Seitdem wird in neueren Abhandlungen über Grabbe Scherr's Essay mehrfach zitiert. Es ist Blumenthal wie auch Piper entgangen, dass Joh. Scherr schon im Jahre 1844 eine längere Arbeit über Grabbe veröffentlicht hatte, die den Dichter in überschwänglicher Weise verherrlicht und in der Beurteilung seiner Werke meist in direktem Gegensatz zu Scherrs späteren, kritischer gehaltenen Ausführungen steht. In den „Poeten der Jetztzeit in Briefen an eine Frau“ (Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung) ist der siebente Brief (S. 171—196) Grabbe gewidmet, mit dem aus Freiligrath's Totenklage entnommenen Motto: „Du warst ein Dichter!“ Scherr beschreibt zu Anfang ein Gewitter, das ihn und einen Freund bei einer Alpentour überraschte. Sie liessen es, unter dem Vordach einer verlassenen Sennhütte stehend, an sich vorüberziehen. Wie es in der Ferne vergrollt, hebt sich im letzten Schimmer des Abendrots von einem der Gipfel des Gebirges ein Adler und strebt mit mächtigem Flügelschlag in die Unendlichkeit des Himmels hinauf. „Da ergriff der Freund meine Hand und sprach mit leuchtenden Augen den Namen: „Grabbe!“ aus. „Du hast's getroffen,“ erwidert' ich, „gigantisch toll, titanisch unbändig, grandios und furchtbar, die Seele emportragend, aber auch mit Entsetzen durchschüttelnd, prächtig und grauenhaft, ein Hochgewitter in den Alpen, so ist Dietrich Christian Grabbe!“

In den biographischen Angaben stützt sich Scherr ausschliesslich auf Duller und bringt keine neue Mitteilung zur Lebensgeschichte des Dichters. Den grössten Teil des Aufsatzes füllt eine breite zitatenreiche Analyse des „Don Juan und Faust“ (S. 179—187). Sonst nehmen noch Zitate aus dem „Gothland“ und dem „Hannibal“ mehrere

Seiten in Anspruch. Die Urteile über die einzelnen Dramen sind kritiklos. Die „Hohenstaufen" nennt er „Dichtungen, die einherbrausen wie deutsche Waldströme und auf ihren Wogen den Namen Grabbe in die fernsten Zeiten hintragen werden." (S. 188). Er ist der Ansicht, dass Grabbe „ein geborner grosser Dramatiker" war, dass keiner seiner Dichtungen „der gewaltige dramatische Nerv" fehle, nur die Jammerseligkeit des deutschen Theaters trage, indem es Grabbe nicht erzog, die Schuld, dass seine Heldengestalten nicht stolz und lebenzeugend über die Bretter wandeln. (S. 195). Frappiert von dem Realismus der „Hermannsschlacht," hat er auch für dieses Werk nur die Superlative dilettantischer Bewunderung übrig. „Wenn je in einer deutschen Dichtung, so rauschen in dieser „Hermannsschlacht" die altdeutschen Eichenwälder und, weit entfernt von tacitischer oder teutschtümeinder Veridealisiernug unserer Altvordern, hat er das naturwüchsige Leben derselben mit einer unübertrefflich naturwüchsigen Kraft, mit körnigstem Humor und treuherzigster Naivetät geschildert, sein Drama mit einer grossartigen Perspektive schliessend, mit der Hinweisung auf das Erlöschen des Altertums, auf das Heraufdämmern eines neuen Weltalters, dessen Morgenstern Jesus Christus." Der Aufsatz, der S. 196 wenigstens die eine kritische Bemerkung über Grabbe enthält: Durchgehends fehlt das weibliche Element, schliesst mit den Worten: „Aphrodite und ihre Gespielinnen, die Grazien, fliehen verschüchtert diese Welt schroffer Männlichkeit."

Piper hat in seinen „Beiträgen" in den von ihm selbst zitierten Stellen einen auffälligen Widerspruch in der Beschreibung der äusseren Erscheinung Grabbes übersehen. Scherr giebt Grabbe eine „knollige Rotnase", während er nach Immermanns Schilderung „eine zierlich gebildete Nase" hatte. Beides lässt sich doch nicht miteinander in Uebereinstimmung bringen. Immermann beschrieb Grabbes Aeussere auf Grund seines persönlichen Umgangs mit ihm und ist *darum ein besserer* Gewährsmann als Scherr. Die vorhan-

denen Bildnisse Grabbes erweisen Immermanns Angabe als zutreffend. Uebrigens haben diese Bildnisse, ein Profilbild Ferd. Theod. Hildebrandts in Francks „Taschenbuch“, ein Brustbild von W. Pero in Willkomms „Jahrbüchern“ und ein gleiches von Ludwig Heine im „Rheinischen Odeon“, 2. Jahrg., wenig Aehnlichkeit miteinander. Der Recensent von Willkomms, „Jahrbüchern“ im „Phönix,“ 1837, Nr. 225, vom 23. Sept. (es ist jedenfalls Duller selber) sagt über die Lithographie: „An Grabbes Portrait (im Steindruck) ist nur die Stirne ähnlich, Auge, Mund und Ausdruck dagegen nicht.“ — Ueber das Bildnis im „Rhein. Odeon“, dessen Inhalt im „Phönix“, 1838, Nr. 109, vom 8. Mai angezeigt wird, findet sich dort keine Bemerkung. Dagegen macht Duller im „Phönix“, 1837, Nr. 277, vom 23. November bei Besprechung von Immermanns Grabbe-Charakteristik eine wichtige Angabe. Er zitiert Immermanns Beschreibung von Grabbes Aeusserem: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen usw.“ und fügt dann erklärend hinzu: „Das Bild ist treu; so war Grabbe seit seiner gefährlichen Magenkrankheit im August 1834, welche eine gänzliche Veränderung seines Aeusseren hervorbrachte; erst als er auf der Bahre lag, hatten seine Züge ihre früheren Formen wieder angenommen, der Friede des Todes hatte ihn wieder zum Jüngling gemacht.“

Pipers Untersuchung gipfelt in dem Satze (S. 6): „Grabbe war ein kranker Mensch.“ Schon Immermann hatte auf den übertriebenen Alkoholgenuss als die Ursache des frühen Verfalls Grabbe's hingewiesen, und Gottschall sagte in der Einleitung zu seiner Grabbe-Ausgabe (Leipzig 1870), man solle nicht dem Kainsfluche der Dichtung zuschreiben, was in einer sehr prosaischen Weise vom Uebermass geistiger Getränke herrührte. „Das Wilde und Uebertriebene, sowie das Dumpfe und Stumpfe, das sich bei Grabbe zeigt, war doch mehr pathologischer*) Natur; die Ungleichheit und Ueber-

*) Heinrich Döring schrieb schon 1864 in seinem Grabbe-Artikel in Ersch und Grubers Encyklopädie, I. Sektion, 77. Teil, S. 205, Sp. 2: „Als ein psychologisches, *pathologisches* und poetisches Phänomen *ist Grabbe meist einseitig* bald bis in den Himmel erhoben, bald bis in *den tiefsten Abgrund* einer wegwerfenden Kritik geschleudert worden.“

spanntheit seines Wesens, die wieder auf sein Schicksal bestimmend einwirkte, lässt sich in letzter Instanz auf die Unmässigkeit und Trunksucht zurückführen, denen er zeitlebens ergeben war.“ Auf dem von Gottschall eingeschlagenen Wege geht Piper weiter und behandelt Grabbe als psychopathische Erscheinung. Unter Zugrundelegung des Buches „Die psychopathischen Minderwertigkeiten“ von I. L. A. Koch, Psychiaters in Zwiefalten, definiert er das Krankheitsbild von Grabbe's Leben als psychopathische Minderwertigkeit. Nach Koch's Darlegungen verhalten sich die in Betracht kommenden Individuen psychisch nicht wie andere Leute. „Es ist in dieser Richtung von jeher etwas in ihnen, das sie vom Durchschnitt der Menschen unterscheidet, alle in sich eigenartig, manche sehr auffällig macht.“ Doch sind sie in ihrem Tun und Lassen „nicht geschwächt, nicht gebunden, nicht hingegeben, nicht genötigt in einer Weise, dass sie die Freiheit ihrer Willensbestimmung völlig eingebüsst hätten.“ Piper deckt im weiteren Verlauf seiner Untersuchung die psychischen Defekte Grabbe's mit grosser Gründlichkeit auf, doch kann ich ihm, wie auch Roethe schon getan, in einzelnen Fällen nicht zustimmen. So findet er z. B. S. 20 das Spiel des jungen Grabbe mit Vietsbohnen „seltsam.“ Es war doch augenscheinlich nichts weiter als ein kindliches Soldatenspiel. Grabbe spielte mit Bohnen, weil er keine Bleisoldaten hatte. Eine der Bohnen stellte bezeichnenderweise, auf sein späteres Drama vordeutend, Napoleon vor.*) Das

---

*) Die richtige Erklärung dieses Bohnenspiels gab schon 1861 Wolfg. Müller von Königswinter in seinen „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten,“ I. Bd. (Leipzig, Brockhaus). In der Erzählung „Karl Immermann und sein Kreis“ lässt er Grabbe dem ihn besuchenden Immermann u. a. auch diese mysteriöse Bohnengeschichte mitteilen (S. 143). „Selbst die Schlachten suchte ich mir plastisch darzustellen. Zu diesem Zwecke nahm ich, wenn ich Beschreibungen von Kriegszügen studierte, Bohnen, die ich in Haufen verteilte. Dieselben stellten die Armee *mit ihren* Führern dar, die ich alsdann allerlei Manöver machen liess *usw. usw.*“

ganze Spiel ist durchaus nichts Ungewöhnliches, ebensowenig, dass Grabbe mit seinem Jugendfreund Petri ringt und für einige Zeit den Verkehr mit ihm abbricht, weil er sein Spiel stört und eine der Bohnen zum Fenster hinauswirft. Auch hierin vermag ich keine „Aeusserung seiner krankhaften Natur“ zu sehen, keinen Ausdruck einer „andauernden, festgewurzelten Seltsamkeit seines Geistes.“ Welcher Knabe lässt es sich ruhig gefallen, wenn ihn ein anderer mutwillig in seinem Spiele zu stören sucht? Grabbe's zorniges Verhalten ist ganz normal. Auch sonst enthalten gewisse Renommistereien Grabbe's, die Piper anführt, nichts ausgesprochen Krankhaftes, sondern kommen in ähnlicher Form auch bei Gesunden vor. Selbst der Glaube an eine geheimnisvolle hohe Abkunft ist bei einem phantasiebegabten Knaben nicht verwunderlich, denn er steht in natürlichem Zusammenhang mit der eifrig betriebenen Märchenlektüre. Ein ähnlicher Zug findet sich bei Goethe, (s. „Dichtung und Wahrheit“) den ihm Ludwig Börne schlimm anrechnet. „Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einst als Knabe ein Gassenbube Bastard schalt und er schwärmte mit der Phantasie des künftigen Dichters, wessen Prinzen Sohn er wohl möchte sein.“ (Aus meinem Tagebuche. Soden, den 20. Mai 1830). Bei Grabbe fällt es dagegen erschwerend ins Gewicht, dass er noch als Erwachsener dieser Vermutung einer fürstlichen Abstammung (vom Prinzen Louis Ferdinand) Ausdruck gab. Er schämte sich offenbar einen Zuchthausverwalter zum Vater zu haben und bezichtigte seine Mutter deshalb lieber des ausserehelichen Umgangs mit einem damals berühmten Manne, zumal er erst nach achtjähriger Ehe geboren wurde und einziges Kind blieb. Vielleicht aber hat er auch nur seinem Renommagebedürfnis genügt oder, wie er dies gern tat, mit andern eine Fopperei getrieben.

Ferner sieht Piper ein Symptom von Grabbe's Krankhaftigkeit darin, dass er Bekannte aus der Heimat, die zufällig durch Leipzig kamen, mit Absicht in die Freuden-

häuser führte, statt sich ihnen von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen. (S. 25). Es ist doch klar, dass Grabbe, wenn er so den Liederlichen herauskehrte, nur den philiströsen Kleinstädtern zu imponieren suchte. Grabbe war gleich den Stürmern und Drängern beherrscht von der Grossmannssucht und die Solidität galt noch nie für genial.

Weiter giebt Piper Zieglers Bericht wieder, Grabbe habe bei seiner nach jahrelanger Abwesenheit erfolgten Heimkehr die Freudentränen seiner Eltern, um nicht ebenfalls in Tränen auszubrechen, mit Grobheiten erwidert. Er fügt hinzu: „ein echt Grabbe'scher Zug.“ Im Gegenteil, eine psychologisch durchaus verständliche Erscheinung. Grabbe suchte die andringende Rührung zu verbergen und über die schwierige Situation hinwegzukommen. In genau derselben Weise benimmt sich z. B., ganz seinem Charakter entsprechend, Otto Ludwig's „Erbförster.“ (I, 4, Schluss gegen Robert und IV, 5 Schluss gegen seine Tochter Marie.)

Noch eine andere Bemerkung Pipers möchte ich nicht unwidersprochen lassen. Er schreibt (S. 43): „Ein hervorstechender Zug, der sich bei den meisten „minderwertigen“ Genies findet, ist die Einseitigkeit. Grabbe hat in seinem ganzen Leben nur eine Kunstgattung gepflegt, das Drama. Auch seine Kritiken behandeln nur dramatische Erzeugnisse. Als er einen Roman schreiben wollte, ist er über den Anfang nicht hinausgekommen. Seine Lyrik ist schülerhafte Nachahmung.“ Hierzu habe ich Folgendes zu bemerken: Zunächst müsste man wissen, wie weit Grabbe's Roman gediehen war und welches Thema er darin behandeln wollte. Mit dem Namen Ranuder ist nicht viel anzufangen. Ich vermute einen Zusammenhang mit Holberg's*) Komödie „Don Ranudo di Colibrados“ (1748).

Kotzebue hatte dieses den Hochmut des mittellosen

*) Heinrich Laube erzählt in seinen „Neuen Reisenovellen“, Bd. 1, Mannheim 1837, von dem literarischen Kasino in der Behrenstrasse in Berlin, wo sich einst zur Abendzeit die jungen Poeten Heine, Grabbe, Uechtritz, Köchy u. A. trafen: „Köchy hatte ein portatives Theater da, *führte Holberg und* Shakespeare und Parodieen auf.“ (S. 368.)

Adels strafende Stück für die deutsche Bühne bearbeitet und Grabbe könnte daraus eine Anregung geschöpft haben. Ranudo ist ein Anagramm, gleich: O du Narr. Bereits im 18. Jahrhundert hatte Freiherr von Gemmingen (1726—1791) den Namen benutzt, indem er seine ebenfalls gegen die Standesvorurteile der Adeligen gerichteten „Briefe des deutschen Edelmanns" (Braunschweig 1769) den ahnenstolzen Benedikt von Querlequitsch an den Spanier Don Ranudo di Colibrados schreiben liess. Es hat keinen Zweck, eine Hypothese darüber aufzustellen, was Grabbe in seinem Romane zum Ausdruck bringen wollte. Es genügt zu wissen, dass er mitten im dramatischen Schaffen an einem Romane schrieb und wenigstens einzelne Kapitel fertigstellte. Einen Band Gedichte hat er nicht hinterlassen, aber Grabbe's Lyrik steckt in seinen Dramen, und wenn Hebbel findet: „Schiller ist weit mehr lyrischer Dichter in seinen Dramen als in seinen Gedichten," so kann man dies mit noch grösserem Rechte von Grabbe sagen.

Sein „Herzog von Gothland", sein „Don Juan und Faust", sein „Marius und Sulla," seine „Hohenstaufen" enthalten eine Fülle rein lyrischer Stellen von mitunter bedeutender Schönheit. Z. B. „Gothland", I. 2.

„Sieh! es wird Nacht; das Abendrot
Verlischt; die Nebelsäulen steigen auf
Wie Traumgestalten; schwermutsvoll und dumpf
Wie Geisterlispel, singt der Abendwind
Der Flur und dem entlaubten Wald das Schlaflied!"

Oder „Don Juan und Faust", II. 1.

„. . . . . Wie der
Gebirgswald, wenn der Wind des Sommermorgens
Wollüstig sich in seinen Wipfeln schaukelt,
Mit allen seinen Blättern aufrauscht, selbst
Die tiefversteckt esten, und wie in ihm
Die Vögel dann, des Tages Strahl begrüssend,
Mit tausendfältigem Gesang erwachen,
So regt ein neues Dasein unsre Pulse!"

Die gereimten Verse Grabbes sind allerdings durchweg weniger als mittelmässig. Nur ein Gedicht hat einen echt lyrischen Ton, der Gesang der Gnomen*) in „Don Juan und Faust“ (IV. 2.)

„O selig, wer im engen Kreis,
Umringt von seines Feldraums Hecken,
Zu leben, zu geniessen weiss,
Er spielt mit aller Welt Verstecken,
Er blickt nicht sehnend nach den Fernen,
Der ganze Himmel engt sich für ihn ein,
Der Horizont mit seinen Sternen
Ist im Bezirke seiner Aecker sein.“

Auch die Dramen zeigen keine Einseitigkeit. Es sind Dramen in Versen und in Prosa, Trauerspiele und Lustspiele. Gerade dieser Umstand schlägt die Behauptung der Einseitigkeit Grabbes nieder, denn nur wenige Tragödiendichter haben sich auch im Lustspiel versucht. Ferner ist es unrichtig, dass Grabbe's Kritiken nur dramatische Erzeugnisse behandelten. Seine Briefe enthalten auch Urteile über andere Bücher und neuerdings, 2 Jahre nach dem Erscheinen von Pipers Buch, wurde von Robert Hallgarten im Nachlass von Grabbe's Düsseldorfer Freund Edward Hartenfels die schon Duller bekannte Kritik über Bettinas „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ wiederaufgefunden und im „Euphorion“ VII, 761 f. veröffentlicht.**) Auch ha

*) Albert Lortzing ist die Komposition dieses Gesangs, „ein gemütvoller, melodiöser Chorsatz,“ nach dem Urteil von Georg Richard Kruse am besten gelungen. Vergl. Goethe-Jahrb. XXIII, S. 136, 1902.

**) Ausser dieser Briefwechsel-Kritik verfasste Grabbe noch eine 71 Folioseiten starke Abhandlung: „Etwas über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1794 bis 1805, sowie auch einiges über die eben genannten beiden Dichter selbst und über unsere Zeit.“ Das 1893 (30. Okt.) von der Berliner Firma J. A. Stargardt verkaufte Manuskript befindet sich in unbekanntem Privatbesitz. (Vgl. Grisebach, Bd. IV. Grabbe's Leben, S. XXXIII. und Goethe-Jahrb. XV. S. 332, 1894). Das Mskr. stammt aus dem Jahre 1830, nicht, wie *Goethe-Jahrb. angegeben*, 1820.

Grabbe noch eine ganze Reihe von Prosa-Aufsätzen geschrieben, die Grisebach im IV. Bd. seiner Grabbe-Ausgabe als „Vermischte kleinere Schriften“ zusammengestellt hat (S. 119—142).

Von einer Einseitigkeit Grabbes in dem Umfange, wie Piper will, kann also nicht die Rede sein. Es drängt sich überhaupt die Frage auf: Ist denn die Einseitigkeit des Schaffens ein Zeichen der Minderwertigkeit des Talentes? Die antiken Dramatiker Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Plautus, Terenz, schufen nur Dramen. Ebenso Corneille, Racine, Molière. Shakespeare schrieb ausser seinen Sonetten und deskriptiven Jugendpoesien nur Dramen. Ibsen hat nie einen Roman oder eine Novelle geschrieben, sondern ausser einem Bändchen Gedichte nur Dramen, Zola ausser bedeutungslosen Jugendversen nur Romane und ein paar Novellen. Seine Dramen sind Bearbeitungen seiner Romane und meist von anderen verfertigt. Lenau und Byron schrieben ausser Briefen und Tagebüchern keine Zeile Prosa und erwiesen sich in allen ihren Werken als ausgesprochene Lyriker. Walter Scott wandte sich nach seinen ersten Versdichtungen ausschliesslich dem Romane zu. Die Liste lässt sich leicht vervollständigen. Man kann wohl aus den angeführten Tatsachen folgern, dass die Einseitigkeit des Schaffens, die Pflege einer bestimmten Kunstgattung ein Zeichen dafür ist, dass der betreffende Dichter die richtige Einsicht in das Mass seiner Fähigkeiten gewann und sich auf Grund der Erkenntnis seiner speziellen Begabung eine Selbstbeschränkung im Schaffen auferlegte. Einer solchen Konzentration auf ein fest abgegrenztes Gebiet ist aber kein minderwertiges Talent fähig, im Gegenteil, nur ein Dichter mit bedeutenden Geistesgaben wird seine Talente auf die Wagschale legen, die Besonderheit seiner Fähigkeiten prüfen und danach seine Entscheidung treffen. Als Schiller sein Interesse wieder dem Theater zuwandte und der Gedanke in ihm lebendig wurde, der deutschen Bühne ein Repertoire

zu schaffen, widmete er seine ganze Kraft von da ab ausschliesslich dem Drama und sein Nachlass enthielt nur Dramenpläne und -fragmente. Grabbe glaubte zum Dramatiker berufen zu sein, darum liess er sich durch keine Misserfolge beirren, sondern schuf Werk auf Werk in dramatischer Form und erhoffte von der Nachwelt die Anerkennung, die ihm die Mitwelt versagte. Er war einseitig, sowohl aus Prinzip, wie aus Neigung. Die Anschauung, dass ein Dichter auf allen Gebieten der Poesie tätig sein müsse, erscheint mir durchaus verwerflich. Jede grosse dichterische Begabung ist spezialisiert. Shakespeare schreibt kein Epos, Dante kein Drama. Es ist stets von Unheil, wenn ein bedeutender Lyriker oder ein glänzender Erzähler seine Kraft an ein Drama verschwendet. Es kommen dann jene Produkte zu Stande, die von einer Minderwertigkeit zeugen, wie sie dem Talent oder Genie des Verfassers an sich nicht zukommt. Ich lehne also Pipers Ansicht ab und sehe in Grabbes hauptsächlich aufs Drama gerichteten literarischen Tätigkeit kein Merkmal der Minderwertigkeit seines Talentes, wohl aber halte ich seine dramatische Produktion für minderwertig, aus Gründen, die später näher auszuführen sind.

Die kecksten Behauptungen stellt Piper auf S. 43 seines Buches auf, aber er bleibt uns den Beweis dafür schuldig. Grabbe soll keinen Blick für die Schönheit der umgebenden Landschaft gehabt haben. Ich wüsste nicht, woraus man das schliessen könnte. Seine Briefe zeigen gerade das Gegenteil. An seine Eltern chreibt Grabbe aus Dresden am 21. Mai 1823: „Neulich war ich nach Tharandt in die sächsische Schweiz gereist; das sind herrliche Gegenden.“ An Tieck schreibt er aus Detmold am 22. September desselben Jahres.: „Da ich hier wenig mit Menschen umgehe, so schweife ich desto mehr in der Natur umher; sie ist wild und hübsch, und das ganze lippische Land rauscht von Bäumen, Waldbächen und *fallenden Blättern.*“ Als er mit den Vorstudien zur

„Hermannsschlacht“ beschäftigt ist und der Teutoburger Wald, in dem er aus seiner Kindheit „jeden Baum, jeden Steg“ kennt, vor seinem geistigen Auge ersteht, schreibt er entzückt an den Buchhändler Schreiner: „Mein Herz ist grün vor Wald.“

Weiter behauptet Piper an derselben Stelle: „Es ist kein Zug seines Lebens unmittelbar in seine Dichtung übergegangen; kein Erlebnis, keine Stimmung, keine befreundete Persönlichkeit hat in irgend einem seiner Stücke einen Platz erhalten. Leben und Dichten gehen bei ihm neben einander her wie zwei parallele Linien, deren Schnittpunkt erst in der Unendlichkeit liegt.“ Wie steht es nun mit dieser Behauptung? Es sei gleich gesagt, sie ist so unzutreffend und ungerecht, wie nur je eine ausgesprochen wurde. Schon in Zieglers Biographie des Dichters (S. 172 f.) konnte Piper lesen, dass Grabbe im Juni 1836 bei einer geselligen Zusammenkunft in der Detmolder Ressource zu Hauptmann R.[unnenberg] und andern äusserte: „Ja, Hermanns Thusnelda wird wie die Meierfrau vom Sültehofe, die Sache gefällt mir ausserordentlich, und Alles ganz lebensfrisch; Detmold kommt auch darin vor und wahrhaftig auf eine brillante Art.“ Das ist also schon eine Persönlichkeit, die in seine Dichtung übergegangen ist. Die Erfahrungen, die Grabbe als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt machte, sind ebenfalls in der „Hermannsschlacht“ in der Gerichtsszene im Bruch bei Detmold deutlich genug verwertet, genau so gut wie er im „Gothland“ seine Bordellerlebnisse ungeniert zur Darstellung brachte (vergl. dazu „Scherz, Satire, Ironie usw.“ II,2 gegen Schluss).

Eine andere Persönlichkeit, die Grabbe als Modell zu einer Dramenfigur benutzte, ist seine erste Braut Henriette Meyer. Am 6. März 1835 schreibt er an Immermann: „Die Adeline im Napoleon und die darin geschilderte Sultanin (Portraits meiner 1830 mir verlobten, nachher so gut wie ich anderwärts verheirateten Braut) ist, meldet mir eben ein Brief, †.“ Von Grabbes Freunden hat Friedrich von

Uechtritz, mit dem er als Berliner Student verkehrte, das Vorbild für König Prusias im „Hannibal" abgegeben, wie Grabbe selber in einem Brief an Immermann vom 3. Februar 1835 mit Lachen gestanden hat. Es heisst dort: „Prusias ist Uechtritz (so wie er in Berlin war) worden, und ich darf Uechtritz nicht mehr auf- und besuchen. . . . . Gewonnen hat hier Hannibal (i. e. das Stück): weil statt eines gewöhnlichen Theaternarrenkönigs, der aus dem Prusias geworden wäre, ich ein ehrbares Individuum, mit seinem Geist und seiner Abnormität, aus dem Leben gegriffen." Im ersten Brief an Kettembeil (4. Mai 1827) spricht Grabbe von „Uechtritz mit den ausgetrockneten Haaren." Man vgl. damit jene Stelle im „Hannibal" (V, 1 am Schluss), wo Prusias die Porträtskizze, die der Maler von ihm entworfen hat, mit den Worten kritisiert: „Im Ganzen gut — Dein Stift ist indess noch hier und da zu scharf — Mein Haar hat daher etwas dürres, als trüg' ich trocknes Heu auf dem Kopf —"

Auch macht Grabbe den König Prusias zu einem Tragödienschreiber (s. V, erste und letzte Szene), wie es Uechtritz in seinen Mussestunden war, ja am Schlusse spielt er sogar auf dessen Trauerspiel „Alexander und Darius" an. Prusias deckt Hannibals Leiche mit seinem Königsmantel zu und bemerkt dabei: „Grad' so machte es Alexander mit Dareios!"

In die Litteraturkomödie „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" hat Grabbe ebenfalls Selbsterlebtes eingeflochten. In seinem Brief an Kettembeil vom 12. Juli 1827 spricht er von dem Frankfurter Professor Herling, der einem in Detmold wohnenden Stiefbruder früher empfohlen habe, „stets den Klopstock (Messiade) zu studiren, und läse er auch nur 3—6 Verse den Tag darin. Eben deshalb lies't mein Teufel im Klopstock." (Vgl. den Schluss des I. Aktes).

Die Rezension der „dramatischen Dichtungen von *Grabbe" in F.* W. Gubitz' Zeitschrift „Der Gesellschafter"

(24. Dez. 1827, 205. Blatt) enthält über das genannte Lustspiel folgenden Passus (S. 1028): „Wir glauben, mehrere der darin Angegriffenen werden dem Verfasser nicht grollen können, da er sich zudem in der Person des „Herrn Mollfells“ selber auf's grausamste verspottet.“ Die Rezension ist von Grabbe inspiriert, deshalb kann diese Angabe nicht ganz aus der Luft gegriffen sein. Man hätte allerdings eher annehmen können, dass Grabbe in der Person des versoffenen Schulmeisters ein Abbild seiner selbst geliefert hätte, wie dies auch R. M. Meyer in seiner Litteraturgeschichte (S. 161) ausspricht.

Es scheint mir auch kaum zweifelhaft, dass Grabbe in dem Sonette drechselnden Dichter und Aestheticus Rattengift eine bestimmte Persönlichkeit aus seinem Berliner Bekanntenkreise dargestellt hat. Sollte diese Persönlichkeit nicht der junge Heine, der Dichter der Tragödie „William Ratcliff“ sein? Ratcliff klingt, deutsch gesprochen, beinahe wie Rattengift. Zudem ist rat - Ratte. Rattengift wird II,2 als ungeheuer eitel hingestellt. Er läuft wiederholt vor den Spiegel, betrachtet sich darin und bewundert sein geniales Aussehen. In merkwürdiger Uebereinstimmung damit steht Heines Brief an Dr. H. Schultz, den Redakteur des Rheinisch - Westfälischen Anzeigers, aus Berlin, den 16. März 1822. Eine Stelle daraus lautet: „Glauben Sie auch nicht, dass meine Eitelkeit schmerzlich berührt worden sei. Die Zeit ist vorbei, wo ich Abends mühsam meine Haare in Papilloten zu wickeln pflegte, einen Taschenspiegel beständig bei mir trug und mich fünfundzwanzig Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beschäftigte.“

Jene Dialogstelle (III,6):

Liddy (lächelnd): Rattengift, Sie sind doch entsetzlich feig!

Rattengift: Ich bin ein Dichter, gnädiges Fräulein! könnte man ebenfalls auf Heine deuten, wenn man Heinrich Laubes Bericht im 15. Kapitel seiner „Neuen Reisenovellen“

(Bd. I, Mannheim 1837) Glauben schenken darf. Es heisst da S. 356:

„Heine hat sehr viel bei Stehely (Conditorei) gesessen und ist dort auch einmal von der rohen Lebensart Grabbes misshandelt worden. Grabbes dissolutes Wesen kennend, hat er weiter keine Notiz davon genommen, und dies hat Grabbe so gewurmt, dass er noch kurz vor seinem Tode sich darüber beschwert hat.

Aber was sollte Heine mit Ihnen tun? fragte der Besucher, welchem er den Vorfall erzählt, sollte er Sie fordern?

Nein, derartig war die Sache nicht.

Sollte er Sie prügeln, oder, da er körperlich schwächer war denn Sie, prügeln lassen?

Nein, das war Alles unzureichend, er musste mich m o r d e n."

An anderer Stelle sind Pipers Ausführungen aus der Grabbe-Litteratur zu ergänzen. Piper ist bestrebt, Grabbes Mutter von dem an ihr haftenden Vorwurf, ihren Sohn frühzeitig ans Trinken gewöhnt zu haben, zu entlasten. Er lässt aber dabei ganz ausser Acht, dass Grabbes Freund Heinrich Heine die verunglimpfte Mutter des Dichters in seinen „Memoiren" längst rehabilitiert hat. An jener Stelle spricht Heine auch von einer Charakteristik Grabbes, die er zu schreiben beabsichtigte. Es bleibt sehr zu bedauern, dass diese Charakteristik nicht zustande gekommen ist. In einem Brief an August Lewald vom 10. April 1837 äussert Heine: „An den „Grabbe" habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Dullers Biographie des Unglücklichen gelesen". Seine Arbeit würde die beste Ergänzung zu den übrigen Darstellungen geboten haben, indem sie uns über den Berliner Aufenthalt Grabbes alle nur wünschenswerten Detailsangaben geliefert hätte. Ich mache übrigens darauf aufmerksam, dass Heine immer *nur von* D i e t r i c h Grabbe spricht. Danach muss ange-

nommen werden, dass Grabbe, der zwei Vornamen führte, sich von seinen Berliner Freunden Dietrich nennen liess.

Unter diesen Berliner Freunden befand sich neben Heine auch Friedrich von Uechtritz*). Man könnte annehmen, das sich in dessen Briefen irgend eine Notiz über den originellen Studiengenossen finden liesse. In dem von Heinrich von Sybel herausgegebenen Briefwechsel wird aber Grabbe nicht einmal dem Namen nach erwähnt. Auch die Briefe aus Düsseldorf, wo Uechtritz später wieder zu gleicher Zeit wie Grabbe war, gedenken dessen mit keiner Silbe.**) Dagegen kommt Grabbe's Name in der dem Briefwechsel vorausgehenden Abhandlung „Aus Fr. v. Uechtritz' Leben" von Th. Paur (1875) zweimal vor. Paur sagt von Uechtritz, Schiller und Goethe hätten seinem dichterischen Streben, auch wo es an das Aeusserste streifte, die künstlerische Mässigung verliehen, welche seinem excentrischen Zeitgenossen Grabbe völlig abging (S. XIII.), und von Uechtritz' Berliner Studienaufenthalt: „Zuerst empfing ihn ein engerer Kreis von jungen Männern, unter welchen Heinrich Heine und Grabbe die bedeutendsten: auch hier wahrte Uechtritz, mitstrebend, beobachtend und lernend, seine Selbständigkeit, und weder das souveräne Sichgehenlassen des Einen, noch die geniale Roheit des Andern fanden ihren gelehrigen Schüler an ihm." (S. XVIII. XIX). Uechtritz selber nennt seinen Eltern von seinen Berliner Bekannten nur Köchy, der ein geistreicher Mensch sei und bedeutendes mimisches Talent habe. Dieser wohne am Ende der Behrenstrasse, „wo sich gewöhnlich eine Gesellschaft junger Leute versammelt, in der ich mich sehr wohl befinde." (Brief aus Berlin vom 23. November 1821). Am 3. Januar 1822

---

*) Geb. 12. Sept. 1800, gest. 15. Febr. 1875; in späteren Jahren ein Freund Hebbels.

**) Duller schreibt in „Grabbes Leben", S. 21: „Das einzige weiss ich, dass, als G. zwölf Jahre später (als 1822, also 183*) nach Düsseldorf zog, wo Uechtritz noch jetzt lebt, die frühere Bekanntschaft mit diesem sich nicht erneuerte."

schreibt Uechtritz nach Hause: „Mein Zirkel von Bekannten könnte für einen jungen Mann, der erst auf die Universität kommt, gefährlich werden. — Es sind zum Teil unendlich leichtsinnige Menschen, und um so verführerischer, weil sie dabei sehr liebenswürdig sind. Fast alle sind schon etwas tief in das Leben hineingeraten. Ich muss mich dabei an mancherlei gewöhnen.“ Von Grabbe konnte Uechtritz noch nichts schreiben, da dieser erst Ostern 1822 nach Berlin kam. Von Köchy*), der später der Theaterintendanz in Braunschweig vorstand, erwähnt Uechtritz in dem Briefe vom 23. November 1821 „eine vorzügliche Schrift über die deutsche Bühne“. Auch habe er, von ihm angeregt, seinen Galeazzo (Sforza) nochmals vorgenommen und um 300 Verse vermehrt. Danach kann man wohl annehmen, dass Köchy auch auf Grabbe von Einfluss gewesen ist. Köchy, Uechtritz (beide geboren 1800) und Grabbe (geboren 1801) waren ungefähr gleichalterig. Die Schrift „Ueber die deutsche Bühne“ von Karl Köchy ist erschienen 1821 (Berlin, Duncker und Humblot). Sie ist 80 Seiten stark und trägt auf der Schlussseite den Vermerk: Berlin, im Januar des Jahres 1821. Heine schreibt in Nr. 3 seiner „Briefe aus Berlin“ vom 7. Juni 1822: „Köchy (kein Berliner), der uns vor kurzem eine sehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächstens einen Band Gedichte herausgeben und aus den Proben, die mir davon zu Gesicht gekommen, bin ich zu den grössten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denselben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Wort, echte Poesie.“ Unmittelbar danach äussert sich Heine in Worten der stärksten Anerkennung über Uechtritz: „An wahrhaft dramatischen Talenten ist just jetzt kein Ueberfluss, und ich erwarte viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geschrieben, die von Kennern erstaunlich gerühmt werden. Es wird nächstens

*) *Vgl.* A. D. B. 16,414.

eines derselben, „Der heilige Chrysostomus“, in Druck erscheinen, und ich glaube, dass es Aufsehen erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des grössten Meisters würdig sind.“

Köchy's Schrift „Ueber die deutsche Bühne“*), seinem Freunde Regisseur Haake**) in Braunschweig zugeeignet, ist ausgezeichnet geschrieben, klar und einfach. Er spricht darin in der Hauptsache von der Schauspielkunst, fordert die Errichtung von Instituten neben den Bühnen zur Heranbildung junger Schauspieler, ferner die Anstellung von Dramaturgen. Er wendet sich gegen die Anonymität in der Theaterkritik und tadelt die Schärfe und Bitterkeit der Rezensionen in den Zeitschriften und Journalen. Er sucht die bürgerlichen Vorurteile gegen den Schauspielerstand zu zerstören und macht einige treffende Bemerkungen über die Goethe'sche und Iffland'sche Schauspielerschule. Es würde hier zu weit führen, näher auf diese noch heute beachtenswerte Schrift einzugehen. Auf Seite 69 erwähnt Köchy einen von ihm herrührenden Aufsatz über die tragischen Formen auf der Berliner Bühne, der im „Gesellschafter“ erschien. Ueber das Drama macht er S. 40 eine Bemerkung, die sich Grabbe hätte merken sollen, nämlich die, keine andere Form der Poesie fordere „einen so grossen und innigen Zusammenhang, ein so Mannigfaltiges und Tiefes in der engen Begrenzung der Zeit und des Ortes, das Unsichtbare und Geheime in so grober Verkörperung und Vermenschlichung.“***)

---

*) Fr. G. Zimmermann nimmt in seinen „Dramaturgischen Blättern“ (II. Bd., Hamburg 1821, Nr. 80) Notiz von Köchy's Schrift, zitiert zwei Stellen daraus und knüpft daran einige kritische Bemerkungen (S. 241—244).

**) Vgl. A. D. B. 10,257.

***) Ueber Köchy's eigene Bühnenstücke vgl. Goedeke 3 (1881), 621. — Joh. Bapt. Rousseau bemerkt in seinen „Dramaturgischen Parallelen“, I. Bd., München 1834, S. 282 bei Besprechung von Schillers Dramenfragment „Die Kinder des Hauses“: „Nach Schillers Entwurf wurde „Der Schmuck oder die Kinder des Hauses, Schauspiel in 5 Aufzügen von Dr. Köchy“, am 23. Okt. 1827 zu Hamburg ohne Beifall gegeben.“

Karl Köchy ist im zweiten Band von Heinrich Laube's „Modernen Charakteristiken" (Mannheim 1835) die fünfte Abhandlung gewidmet. Laube sagt darin S. 105: „Ich glaube, er war auch um jene Zeit in Berlin gewesen, als Heine, Grabbe und ähnliche dort den ersten Flaum fühlten, und sehr ungezogen, unwirsch, malkontent über die alte Welt waren. Die alten, privilegierten Dichter der Mittwochsgesellschaft*) ignorierten die borstige, junge Brut, wie das Ignorieren überhaupt ihre Sache war, diese tat sich nun auch zusammen in einem besondern Zirkel, wo eigne Produkte vorgelesen und mit viel Arroganz kritisiert wurden. Merkwürdigerweise ist Heine Aschenbrödel in diesen Zirkeln gewesen, hat still und duckmäuserig dagesessen, ist gewöhnlich eingeschlafen, und wenn er einmal einzelne seiner wunderlichen Worte vorgebracht hat, so ist ihnen keine Aufmerksamkeit, kein Glaube geworden . . ." Laube versucht dann eine psychologische Erklärung der Zerrissenheitspoesien jener jungen Leute zu geben, die unter dem „Ennui" so viel Lebensdrang in sich fühlten. „Aus diesem ungenügsamen, ungestillten Leben blühten Heines barocke Lieder mit dem beleidigenden Dégout, mit der zersprengenden Sehnsucht". Unter dem gleichen Gesichtspunkt betrachtet er dann den jungen Grabbe und giebt eine Erzählung wieder, die er von einem Bekannten gehört haben will. Da ich sie nirgends erwähnt finde, so möge sie hier stehen. Laube schreibt S. 107—109: „Dieses Moment bildet sich nun eben auch bei den Einzelnen ganz individuell und verschieden aus, am schmerzlichsten hat mich immer berührt, was mir ein Bekannter von Grabbe erzählte. Grabbe war schon einige Jahre älter als die übrigen Libertiner, die allenfalls auch wie Schillers Helden in die böhmischen

*) Die Gründung der Mittwochsgesellschaft erfolgte erst am 26. Okt. 1824, also zu einer Zeit, wo sich der Zirkel, den Köchy, Heine, Grabbe usw. bildeten, längst aufgelöst hatte. Uechtritz gehörte später jener Gesellschaft an, deren Begründer der Kammergerichtsdirektor Julius Eduard Hitzig war.

Wälder gezogen wären, wenn da Wein und Ballet mit hübschen Tänzerinnen zu erwarten gewesen wären — er war völlig arm von Hause aus, und verschwieg dies in einem wunderlich falschen Stolze. Das heisst: er sprach Niemand an, wenn auch der alte zerdrückte Hut, der abgeschabte Rock das Nötige erzählten. Auch erschien er nur selten unter der Kompagnie und war ihr fremder. Eines Abends verliess er und jener Bekannte die literarische Gesellschaft sehr spät, sie schlendern durch die stillen Berliner Strassen, Grabbe ist aufgeregt, und dichtet und raisonniert auf das Lebhafteste. Im Zuge der Rede tritt er mit in's Haus und Zimmer des Bekannten, und schläft bei ihm. Am andern Morgen lässt dieser Kaffee und Semmel bringen — Grabbe frühstückt mit bestem Appetit, aber schweigsam, dann steht er auf, reicht jenem die Hand und sagt mit tonloser Stimme: Ich danke Ihnen, es war seit 3 Tagen das Erste, was ich wieder zu essen und zu trinken hatte. — Damit geht er und jener hat ihn nicht wieder gesehen — im Herzoge von Gothland, in den Hohenstaufen, den hundert Tagen fand er später seinen Frühstücksgast wieder. Alle die wilden, grabenden Gedanken einer kümmerlichen Abgesondertheit sind dort leicht zu entdecken. Ich glaube, es kommt nicht darauf an, ob die Sache wörtlich wahr ist, und es darf Grabbe sehr gleichgiltig sein; wenn auch nur im Materiellen, so charakterisiert es doch seinen frühen Kampf mit der Welt. In Lippe-Detmold, wo er später lebte, ist er auch nicht zu dem Komfort gekommen, welcher einer ruhigen Beschaulichkeit beim Auffassen der Dinge so förderd ist. Sturm und Drang haben ihn nie ganz verlassen. Neuerer Zeit war er mit Immermann in gesellige Berührung gekommen, und er wanderte zuweilen nach Düsseldorf, um mit diesem einige Tage zu poetisieren und das von Immermanu gebildete Schauspiel anzusehen*).

---

*) Diese Wanderungen G.'s nach Düsseldorf sind von Laube erfunden.

Jetzt ist er seiner störenden häuslichen Verhältnisse wegen ganz zu ihm gezogen, und Immermann, ein gastfreier, edler, poetischer Mensch, hat ihn mit offenen Armen aufgenommen. Möge jenes noch als ein Strich zur Bezeichnung dieses Genres (?, Genies) hingenommen werden: er wird nie für die Bühne schreiben können, weil das Einverständnis zwischen ihm und unsrer Gesellschaft von früh auf .ehlte."

Der Briefwechsel Friedrich von Uechtritz' enthält stellenweise bedeutende Lücken. Es wäre also möglich, dass in noch unveröffentlichten Briefen in irgend einer Weise Grabbe's gedacht wäre. Ganz von Grabbe geschwiegen hat Uechtritz nicht. In seiner von Grabbe's Biographen unberücksichtigt gelassenen Schrift: „Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben"*) (2 Bände, 1839/40) behandelt er im I. Bd. S. 183—280 das Düsseldorfer Theater unter Immermanns Leitung. Hierbei lässt er es sich vor allem angelegen sein, Immermann gegen die Angriffe zu verteidigen, die wider ihn namentlich von Seiten der Jungdeutschen wegen seines Verhaltens gegenüber Grabbe erhoben wurden. Da diese Ausfälle gegen Immermann von einigen Gra›be-Enthusiasten immer wieder erneuert werden, z. B. auch Gottschall ganz gegen Immermann eingenommen ist und dessen grossen Verdiensten nicht im mindesten Gerechtigkeit widerfahren lässt, so dürfte der Versuch, Immermann auf Grund bisher unbeachtet gebliebener Dokumente so weit wie möglich zu rechtfertigen, nicht unangebracht erscheinen.

Zunächst ist eine Bemerkung zu berichtigen, die der Herausgeber der „Erinnerungen an Fr. v. Uechtritz und seine Zeit", Heinrich von Sybel, nicht richtiggestellt hat. In der schon genannten Abhandlung „Aus Fr. v. Uechtritz' Leben" behauptet Th. Paur von Immermanns Leitung des

*) Hebbels Bemerkung im Vorwort zu „Maria Magdalena" von „den mit Recht dramatisch genannten Wahlverwandtschaften" geht auf dieses Buch zurück. Man vergl. Uechtritz' Ausführungen im I. Bd. *S. 256 und bes. im* II. Bd., S. 339—342.

Düsseldorfer Theaters S. XXVIII: „Die Produktionen der Gegenwart, also auch die von Immermann selbst und Uechtritz blieben unberücksichtigt.“ Das entspricht in dieser Form keineswegs den Tatsachen. Auf dem Düsseldorfer Theater*) waren von zeitgenössischen Autoren vertreten: Mich. Beer, Deinhardstein, Ed. Devrient, Holbein, Holtei, Immermann, Raupach, Ludw. Robert, Ed. v. Schenk, Tieck, Prinzessin Amalie von Sachsen, Charlotte Birch-Pfeiffer, ferner Bauernfeld, Nestroy, Raimund, ausserdem noch manche dii minorum gentium.

Von dem übrigen Repertoire ist namentlich hervorzuheben, dass Heinrich von Kleist's Prinz von Homburg, Käthchen von Heilbronn und die Schroffensteiner zur Darstellung kamen, während Grillparzer und die Schicksalsdramatiker fehlten. Dagegen ist es beachtenswert, dass die Dramen von Uechtritz, der eine Zeit lang Mitleiter des Düsseldorfer Theaters war und Immermann als Kollege am Gericht und als Freund persönlich sehr nahe stand, genau so wenig einstudiert wurden, wie die Grabbes, obwohl sie auf anderen deutschen Bühnen schon zur Aufführung gekommen waren.**) Hören wir nun die Gründe, mit denen Uechtritz eine Rechtfertigung Immermanns a. a. O. Bd. I S. 189 ff. unternimmt:

„Man hat es Immermann auf höchst unbillige Weise zum Vorwurfe gemacht, dass er während seiner Bühnenverwaltung nur auf gute Darstellung älterer Werke bedacht

---

*) S. Richard Fellner: Geschichte einer Deutschen Musterbühne. Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. (Stuttgart, Cotta) 1888.

**) „Alexander und Darius“, zuerst aufgeführt in Dresden am 24. Januar 1826, in Berlin am 10. März 1826 (wiederholt am 23. Nov. 1830). Auch in Wien ging das Stück in Szene. — Das histor. Schauspiel „Das Ehrenschwert“ z. erst. M. aufgeführt in Berlin am 27. Nov. 1827. — „Rosamunde“ zuerst aufgef. in Dresden am 30. Mai 1832, ohne zu gefallen. „Alexander und Darius“ erlebte in Dresden bis zur Aufführung am 21. Sept. 1826 fünf Vorstellungen. L. Tieck bezeichnet es als „Kassenstück“.

gewesen sei und nicht vielmehr die dramatische Poesie der Gegenwart durch Aufmunterung jüngerer Talente zu befruchten gestrebt habe. Besonders hat man es bitter gerügt, dass er keine der dramatischen Dichtungen Grabbes zur Darstellung auf der hiesigen Bühne befördert habe. Nur eine vollständige Unkenntnis des Theaters und seiner Bedingungen hätte aber zu dem Einfalle verleiten können, die Grabbe'schen Schauspiele auf dem Theater einzuführen. Mögen die eigenen Dichtungen Immermanns nicht immer diesen Bedingungen entsprechen, sie sind doch mit Rücksicht darauf, mit dem Wunsche, ihnen zu genügen, gedichtet, während Grabbe absichtlich damit in Gegensatz getreten ist. Was aber gar die Honorare betrifft, die Immermann nach der Meinung jener Ungünstigen den dramatischen Dichtern und besonders Grabbe hätte zahlen sollen, so übersieht man ganz oder weiss nicht, in welcher Finanznot Immermann und das hiesige Theater sich befanden, welche pecuniäre Opfer der Letztere, bis an das äusserste Mass seiner Kräfte gebracht hat, um die Anstalt nur im Gange zu erhalten und der Sache, als dieses nicht mehr möglich war, einen anständigen Schluss zu verschaffen*). Wenn man das Verhältnis von Immermann und Grabbe richtig würdigen will, so darf man ja nicht übersehen, dass Immermann keineswegs ein Fürst oder, was in unsern Tagen fast noch mehr sagen will, ein reicher Bankier, sondern ein auf einen eben nicht hohen Gehalt angewiesener Beamter und ein Schriftsteller ist, der sich viel zu wenig den Bedürfnissen und Wünschen der Menge gefällig zeigt, um ein Vermögen zurücklegen zu können. Was Immermann für Grabbe getan hat, war eben das Beste, was er in seiner Lage für ihn tun konnte, und ein jeder muss wohl

---

*) In einer Anmerkung hierzu bemerkt Uechtritz, dass Immermanns sogen. „Vorteile“ nur bestanden im Ersatz der Summe, die ihm für die Zeit, die er durch Kabinetsordre des Königs behufs Leitung des *Theaters beurlaubt* war, an seinem Beamtengehalte verloren ging und *in einer Freiloge während* des letzten Jahres seiner Verwaltung.

in dieser Beziehung nach seinem Masse gemessen werden. Es möchte schwer sein, mit voller Sicherheit zu entscheiden, ob die Hoffnung, an Grabbe einen Vorsprecher für die Anstalt zu gewinnen, an welcher Immermann damals mit schwärmerischer Begeisterung hing, bei dem freundlichen Empfange, der dem Ersteren von Seiten des Letzteren zu Teil wurde, nicht einigermassen mit eingewirkt habe. Wer hätte das Recht, darin etwas Arges zu finden? Betraf es denn hier bloss die eignen kleinen, persönlichen Interessen Immermanns? Handelte es sich nicht von (!) etwas Allgemeinem, von einer gemeinsamen Angelegenheit höheren deutschen Lebens? Dem ungeachtet würde man Immermann und das Beste in seinem Wesen gewiss auf das ungerechteste verkennen, wenn man so weit gehen wollte, die Freundlichkeiten desselben für Grabbe auch nur zum grösseren Teile auf jenes doch immer mehr oder weniger selbstsüchtige Motiv zurückzuführen. Es ist eine grosse Reizbarkeit in Immermann, die bei der sonstigen Energie und ausserordentlichen Kräftigkeit seiner Natur seinen Umgebungen leicht lästig werden kann oder vielmehr konnte, da die reiferen Mannesjahre, in die er getreten ist, dieselbe immer mehr zu mildern und zu beschwichtigen anfangen. Aber daneben wird jeder, der ihn näher kennen lernt, eine Fülle von Bonhommie, eine sich aufopfernde Gefälligkeit, überhaupt einen Reichtum an Gefühl und Gesinnungen entdecken, die durch die kernhafte Tüchtigkeit der energischen Natur, in der sie wurzeln, einen doppelten Wert erlangen." Dazu macht Uechtritz noch die Anmerkung: „Wohlunterrichtete Personen haben mich versichert, dass nach ihrer festen Ueberzeugung bei dem ersten Empfange Grabbes kein Gedanke an eine etwaige Hülfleistung desselben zu Gunsten des Theaters in Immermanns Seele gekommen sei. Die herzliche Teilnahme des letzteren an dem Schicksale Grabbes hatte einen solchen Grad erstiegen, dass er ernstlich damit umging, ihm ein Zimmer in seiner eignen Wohnung einzuräumen, und nur durch wichtige, von ihm nicht

zu vernachlässigende Rücksichten davon abgehalten wurde. Ich glaube schwerlich, dass sich selbst der leidenschaftlichste Theaterentrepreneur auch nur in Gedanken solchen Unbequemlichkeiten unterziehen wird, bloss um einen günstigen Rezensenten für seine Anstalt zu erkapern. Wenigstens würde ein so weit getriebner Eifer schon wegen seiner übernatürlichen Ausserordentlichkeit unsere Anerkennung verdienen."

Aus dem Angeführten geht deutlich hervor, dass Immermann Grabbe gegenüber sein Möglichstes tat, dem Halbverkommenen ein ungewöhnliches Entgegenkommen bewies und dessen dramatische Produkte nicht aus persönlichen, sondern aus sachlichen Gründen von seiner Bühne ausschloss. Eine wie hohe Meinung Immermann von Grabbe hegte, wie anerkennend und neidlos er dessen Schaffen gegenüberstand, ergibt sich aus andern, bisher unbenutzt gebliebenen litterarischen Dokumenten. So fragt er Michael Beer in einem undatierten Briefe*) (Mai 1831): „Haben Sie schon Grabbe's „Napoleon, oder die hundert Tage" gelesen? Sehr eigentümlich und die grössten Hoffnungen erweckend. Möchte der doch einmal ein Künstler werden, wozu die schönsten Talente nicht geraten, weil sie in Eitelkeit untergehen." Damals, als Immermann dies schrieb, kannte er Grabbe noch nicht persönlich. In demselben Jahre 1831 machte er aber dessen Bekanntschaft und schilderte den Eindruck, den er von diesem seltsamen Menschen gewann, in dem aus Briefen an seine Freundin, Gräfin Ahlefeldt, bestehenden Reisejournal. (Schriften, II. Band, Düsseldorf 1835). Im 3. Briefe**) des 3. Buches

*) Michael Beer's Briefwechsel. Hrsg. von Eduard von Schenk. Leipzig, Brockhaus, 1837. S. 259.

**) Der erste Brief aus Hildesheim ist datiert vom 6. November, der zweite aus Hannover undatiert, der dritte aus Paderborn undatiert. Der Besuch Detmolds dürfte in die zweite Novemberwoche fallen. — In seiner Grabbe - Charakteristik schreibt I. im ersten Kapitel (Memorabilien II. Th., S. 7): „. . . . unsers flüchtigen halbstündigen *Zusammentreffens* in Westfalen im Jahre 1831 ist in meinem Reise*journale Erwähnung* geschehen."

ist die originelle Zusammenkunft mit Grabbe in Detmold beschrieben. Voraus gehen einige Bemerkungen über Grabbe als Dichter (S. 448 ff.)

„Mein Freund nebst noch einem Bekannten begleitete mich aus L.[emgo] nach Detmold. Unterwegs war auch viel von Grabbe die Rede, der dort als Auditeur angestellt ist. Sie erinnern sich aus meinen Gesprächen, wie sehr mich dieser seit dem Beginn seiner Laufbahn interessiert hat. Das Rohe, Ungeheuerliche seiner Anschauungen, der sichre Takt, womit er besonders die Massen zu deutlichen Gestalten macht, die sorglose Kühnheit, welche Dinge und Personen greift, wie sie liegen und stehn, selbt auf die Gefahr, in das Triviale und Abgebrauchte zu verfallen; alles dieses stellt ihn auf eine ganz eigne Weise hin. Schon in Gothland war bei allem Scheusslichen doch ein tiefer Drang sichtbar; das Lustspiel strotzte von derbem Spasse; Marius und Sulla war wirklich ein Torso des Herkules. In Heinrich dem sechsten und noch mehr in Don Juan und Faust wurde er zwar sehr schwach, dagegen enthält der Barbarossa die grössten Züge und in den hundert Tagen (Napoleon) haben mich die Schlachten zu freudiger Bewundrung dieser neuen und dreisten Art hingerissen. Ich halte ihn für einen der Wenigen in der Gegenwart, welche dichten, weil sie es nicht lassen können. Ich musste also natürlich wünschen, ihn kennen zu lernen“. Immermann beschloss aber doch, sich Grabbe nicht ohne Weiteres zu nähern. Der Zufall wollte es, dass er in der „Ressource“, dem Post- und zugleich Gasthaus, wo er mit seinen Begleitern abgestiegen war, dennoch mit ihm zusammentraf, da „der Beamte“ (jedenfalls Postmeister Runnenberg) eines Geschäfts halber mit Grabbe sprechen wollte und ihn zu sich bitten liess. Es wurde, ehe Grabbe kam, halb im Scherz ausgemacht, dass Immermann ihm als ein Dr. Müller aus Bremen, der die Cholera in Warschau studiert habe und sich auf der Rückreise befinde, vorgestellt werden sollte. „Nach kurzer Frist erschien nun“

schreibt Immermann, „nichts Gigantisches oder Abnormes, sondern ein schmales spärliches Männchen, mit einem länglichen ovalen Gesichte, und einem nicht übel gebildeten Munde*), dessen blasses Antlitz aber durch ein fahles Haupthaar noch tonloser und mitleidenswürdiger wurde. Er sprach still und schüchtern mit dem Beamten... Mystifikationen gelingen mir nicht; schon der Gedanke an den Vorsatz erregte mir Unmut, ich trat ihm näher, nannte meinen Namen und sprach eine gewöhnliche Begrüssung aus. Statt sie unbefangen zu erwidern, sagte er verlegen etwas Unverständliches und es erfolgte ein ganz sonderbarer Moment. Man rückte ihm einen Stuhl hin, suchte das Gespräch in einen gleichgiltigen Train zu bringen; umsonst, er blieb einsilbig, unbeholfen. Erst nachdem er einige Orth Wein zu sich genommen, wurde er etwas freier und regalierte uns mit barocken Einfällen, in denen ich sein Naturell erkannte. Ein Anwesender wollte das Gespräch auf seine Sachen bringen. Er lehnte es mit Heftigkeit ab und erklärte, dass man ihn damit aus der Stube treiben werde. Sein Wesen hatte etwas so Ursprüngliches und Ungemachtes, war von der gewöhnlichen Manier unsrer schönen Geister so fern, dass diese Viertelstunde meine Ueberzeugung von ihm nur noch fester bestärkt hat. Bestochen hat er mich nicht; mein Gefallen muss also wohl reiner Art sein. Die widerwärtigsten Hemmungen mögen ihn umgeben und bedrängen. Ich glaube aber, dass seine Natur stark genug ist, um über alles zu siegen."**)

---

*) Wenn I. in seiner späteren Charakteristik Grabbes dessen Mund „schlaff" nennt und „verdrossen über dem Kinn hängend", so widerspricht diese Beschreibung nicht der obigen, wie Grisebach meint (Grabbes Leben S. XLIV, Anm.), da nach Dullers Angabe G.'s Magenkrankheit i. Aug. 1834 eine gänzliche Veränderung seines Aeusseren hervorbrachte.

**) Duller berichtet S. 67, dass Grabbe nach Empfang des seine Rettung enthaltenden Immermann'schen Briefes (Ende Nov. 1834) ihm viel von I. erzählt habe: „es freute ihn, dass dieser im „Reisejournale" *seiner gedacht hatte.*"

Diese Ausführungen Immermanns sind gewiss anerkennend gehalten und bezeugen sein warmes Interesse sowohl für den Menschen wie für den Dichter Grabbe. Nichtsdestoweniger brachte es der junge Gutzkow fertig, Immermann vorzuwerfen, dass er die Grabbe'sche Muse „vor längerer Zeit in seinem Reisetagebuche so kühl behandelte“.*)

Die meisten Jungdeutschen verehrten in Grabbe einen Heros der Poesie. Gottschall schreibt in seiner Biographie Grabbes S. 10: „Meine Gymnasialzeit fiel in jene Epoche, in welcher Grabbe von den jungdeutschen Autoren als ein hervorragender Genius gefeiert wurde.“ In Grabbe sah man das Originalgenie und in Immermann nur den Epigonen. Daher bekränzte man jenen mit Lorbeeren und bewarf diesen mit Steinen. Doch sind nicht alle Jungdeutschen einig in der Verdammung Immermanns. Das objektivste Urteil über das Verhältnis beider Dichter zu einander fällt Alexander Jung in seinen „Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen“. (Danzig 1842, S. 98/99). Nach Jungs Auffassung war es „nicht bloss Edelmut, nicht bloss Teilnahme an dem Loose eines ruinierten versunkenen Talents, sondern eben die Kraft, die bei Grabbe aus Natur, in der Regel bis ins Kolossale gehende Energie, welche Immermann so mächtig zu ihm hinziehen musste. Eben aber weil Immermann sein energisches Wesen durch Schönheit und durch Verstand gebändigt hatte, eben deshalb musste zuletzt die nur noch in der Hässlichkeit und in der Leidenschaft um sich tobende Titanenkraft Grabbes jenem die peinlichsten Verlegenheiten zuführen. Wollte doch Grabbe mit seinem Humor eigentlich Himmel und Erde zersprengen, während Immermann den seinigen versöhnt zuletzt nur noch als Arabeske verbrauchte. . . Edel jedoch und gross und ausdauernd ist Immermann bis zu

---

*) Beiträge zur Geschichte der neuesten Litteratur, Bd. 1, Abschnitt: *Theater*, S. *189*.

dem letzten Zusammensturz eines so fürchterlich jähen Menschen, wie Grabbe, stets geblieben, und alle Aussagen des Gegenteils, die laut geworden, sind ausgemachte Verleumdungen."

Klipp und klar kennzeichnet also Alexander Jung die Angriffe auf Immermann als das, was sie waren: ausgemachte Verleumdungen. Ein weiterer Entlastungszeuge für Immermann ist Wolfgang Menzel. Dieser schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten" (herausgegeben von dem Sohne Konrad Menzel, Bielefeld und Leipzig 1877) auf Seite 269 von Grabbe: „Immermann in Düsseldorf nahm sich seiner an, doch konnte auch dieses Verhältnis nicht von Dauer sein. Grabbe schrieb mir selbst darüber am 22. November 1835: „Mit Immermann stehe ich auf eigenem Fusse. Er hat viel für mich getan, aber bald Spannung, bald Friede. Verschiedene Naturen!" Die Schuld lag wohl nur an ihm selbst. Der Unglückliche ist nicht lange nachher gestorben." Hier haben wir Grabbes eigenes Geständnis: „Er hat viel für mich getan". Die Hauptschuld, dass es zwischen ihm und Immermann zum Bruche kam, misst Wolfgang Menzel Grabbe bei und trifft damit sicherlich das Richtige, da sich Grabbe gleich Lenz mit Niemandem auf die Dauer vertrug.

Eine Notiz über den von Immermann gehegten Plan, Grabbes „Napoleon" zur Aufführung zu bringen, findet sich bei einem jetzt kaum mehr gelesenen jungdeutschen Schriftsteller. Gustav Kühne bietet in seinen „Weiblichen und männlichen Charakteren" (Leipzig 1838) im ersten Teil eine Reisebeschreibung in den „Briefen an Dina".*) Darin

*) Diese Reisebriefe Kühnes erschienen ursprünglich in der „Zeitung für die elegante Welt", der 9. Brief (S. nächste Seite), geschrieben aus Düsseldorf am 25. Mai, in Nr. 143 vom 23. Juli 1836. — Duller erzählt S. 85 seiner Lebensbeschreibung Grabbes nach Angabe von dessen Witwe, Grabbe habe jener Brief aus Düsseldorf, worin er seine dortige Lebensweise geschildert fand, namenlos gekränkt. „Bis zum Todeskampfe vermochte er diesen Schmerz nicht zu überwinden". — Nicht weniger gekränkt als Grabbe fühlte sich aber auch Immermann durch den Inhalt jenes Briefes. Man vgl. das Konzept seines Briefes an Duller vom 26. Jan. 1838, mitgeteilt durch Fellner *in der „Gesch. einer* Deutsch. Musterbühne", S. 91 ff in der Anmerkung.

heisst es im achten Brief, geschrieben aus Düsseldorf am Pfingstmontag (Mai 1836) von Immermann: „Er fungiert jetzt wieder als aktiver Landgerichtsrat, obwohl sein Einfluss auf die Leitung des Schauspiels noch seine fortgesetzte Wirksamkeit äussert. Wie es heisst, geht er jetzt damit um, Grabbes „hundert Tage“ in Szene zu setzen. Dass ein so grosses dramatisches Talent, wie Grabbe, für die Bühne fast als verloren zu erachten ist, gehört zu den beklagenswerten Belegen, womit das Dilemma zwischen Theater und dramatischer Literatur in Deutschland zu dokumentieren ist.“

Danach wurde also im Mai 1836 in Düsseldorf davon gesprochen, dass Immermann sich mit der Absicht trage, den „Napoleon“ auf die Bühne zu bringen. In der Tat nennt Immermann in dem die „Düsseldorfer Anfänge“ behandelnden Abschnitt der „Memorabilien“ (Schriften, Bd. 14, S. 190) unter seinen Aufführungsprojekten auch „Grabbes Napoleon, szenenweise phantasmagorisch-tableauartig behandelt“. Da die Memorabilien erst 1840 erschienen, so muss er sich früher gesprächsweise geäussert haben, das Experiment einer Bühnendarstellung des „Napoleon“ wagen zu wollen. In seiner Charakteristik Grabbes in Francks „Taschenbuch dramatischer Originalien“, 1838, erwähnt er auffallenderweise nichts von diesem Plane.

Die zitierte Stelle aus den Briefen an Dina ist nicht die einzige, die Kühne dem von ihm bewunderten Dichter widmet. Schon im 5. Briefe aus Arnsberg, den 19. Mai 1836, bemerkt er: „Die Westphalen sind ein derbes Fleisch, das auch ungeräuchert lange aushält. Ich bin begierig, wie Grabbe in seiner Hermannsschlacht*) die Thusnelda geschildert hat, gewiss als ein handderbes westphälisches

---

*) „Die Hermannsschlacht“ erschien erst 1838, hrsg. von Eduard Duller. Es war bekannt, dass Grabbe den Stoff bearbeitete. In der „Literarischen Zeitung“ vom 25. Mai 1836 (Nr. 22, S. 452) steht unter der Rubrik „Vermischte Nachrichten“ die Notiz: „Grabbe hat seine „Hermannsschlacht“ vollendet, als komisches Nachspiel dazu: „Eulenspiegel.“

Bauernweib. Armer Grabbe! Ich wollte, Du hättest Deinen Körper eingeräuchert, statt dass Du ihn mit Weinessenzen zu Tode balsamiertest.“ Eine Ergänzung zu jeder Grabbe-Biographie bietet dann der 9. Brief, worin Kühne eine Charakteristik Grabbes liefert, die dadurch von Wert ist, dass Kühne unmittelbar aus der Quelle schöpfte. Grabbe hatte am Sonnabend vor Pfingsten 1836 Düsseldorf verlassen. Kühne brachte die Pfingstfeiertage dort zu und hörte mancherlei von ihm erzählen. Von den Zeitgenossen Kühnes zitiert Hermann Marggraff in seiner Schrift „Bücher und Menschen“ S. 218 Kühnes Beschreibung von Grabbes Portrait. Die Ausführungen Kühnes in der ersten Hälfte des 9. Briefes an Dina lauten:

„Gestern und heute früh sass ich noch zu wiederholten Malen an der Stelle, wo Christoph*) Grabbe am hellen lichten Tage stundenlang zu schlafen pflegte. Im Drachenfels, einem Weinhause in der Rheinstrasse. Ueber dem Platze, wo er sass, hängt sein Bild, ein groteskes Gesicht mit eingefallenen Wangen, verbissenen Lippen, zerstörten Zügen, über**) denen eine stolze, fast majestätisch hohe Stirn wie mit dem Zorn des Donnerers thront. Das Haar hängt verworren herab, das Auge hat nur noch Kraft zu momentanem Aufblitzen. Früh morgens, wenn er erwacht, bedarf er eines fürchterlichen Stärkungsmittels; was eine andere Natur umwirft, belebt erst seine physischen Kräfte. Um 9 Uhr sass er am Schreibtische und schleuderte da jene kolossalen Geburten von sich, die in ihrer riesigen Gestalt ihresgleichen suchen. Um 1 Uhr war er mit dem Tage fertig. Zu essen pflegte er nicht, oder nur wenig. Er liess sich ankleiden und in den Drachenfels führen; eine Wunde am Fusse aus der Burschenzeit seiner Studentenjahre***)

*) Falsch für „Christian“.

**) Marggraff hat fälschlich „unter“.

***) G. war nie Burschenschafter und hatte auch keine Schusswunde am Fusse infolge eines angeblich von ihm ausgefochtenen Pistolenduells. Willkomm spricht sogar von Duellen und ein paar Wunden. („Blitze“, Bd. I, S. 179.) Ziegler versichert (S. 162): *„G. hat sich nie duelliert, dazu war er in Worten wohl kühn genug, aber nicht in der Tat.*

hinderte ihn am freien Gange. Und dann sass er in dem sechseckigen Zimmer, im Winkel oder am Fenster, halb grübelnd, halb im Schlafe, ein Bild der verzerrten Physis, an der die Psyche nur noch herumleckt in seltnen Momenten. Eine Flasche leichten Weines stand vor ihm, er nippte nur noch wenig; ein Becher mit Fidibus durfte, selbst wenn er schlief, nicht fehlen auf dem Tische. Dann und wann blitzte ihm ein Gedanke durch den Kopf; dann faltete er eines der zusammengedrehten Papiere auseinander und schrieb mit Röthel auf den schmalen Streifen das Ergebnis des Momentes. Seine Taschen staken voll von solchen beschriebenen Schnitzeln, aus denen er seine Tragödien zusammensetzte. So lebte er tagtäglich, für die sonstige Menschenwelt verloren, Alles, was der Tag sonst brachte, mit Verachtung, mit Hohn von sich weisend. Ein dämonischer Stolz liess ihn die erbärmliche Hülle seines Körpers ertragen, er war Cyniker aus Leidenschaft, aus Grundsatz, aus fürchterlichem Eigensinn, der ihn für alle Interessen des für ihn verwüsteten Lebens unfähig machte. Immermann hatte ihn aus Frankfurt hierher gezogen, um ihn für die Theatergeschäfte zu gewinnen.*) Grabbe ist durch und durch gutmütig, wer sein Vertrauen hat, lenkt ihn wie ein Kind, findet ihn aber für alle Praxis ebenso unfähig wie ein Kind. Grabbe schrieb Rollen ab**) und erhielt von Immermann dafür nach Gebrauch die Gebühren. Wenige Tage vor Pfingsten hatte er Düsseldorf verlassen, um wieder in seiner Heimat, Detmold, zu vegetieren. Seine hiesigen Verhältnisse waren abgebraucht; der Detmolder Hof, wo er früher die Stelle eines Auditeurs bekleidete, machte ihm wieder ein Anerbieten. Seine Frau ist in Detmold eine der

---

*) In Wahrheit hatte sich G. von Frankfurt aus, als dort seine Not aufs Aeusserste gestiegen war, hilfesuchend an Immermann gewandt. Vgl. G.'s Brief an I. vom 18. Nov. 1834 und den von Fellner a. a. O. S. 84 mitgeteilten Antwortbrief Immermanns vom 21. Nov.

**) Nur einmal, auf eigenen Wunsch, und zwar im Dez. 1834, dem ersten Monat seines Düsseldorfer Aufenthalts.

angesehensten Damen. Die Kontraste seines Lebens und seines Naturells lassen sich nur andeuten, sie auszumalen fehlt aller Mut. Man muss den Drachenfels besuchen und den ebenso geistreichen als liebenswürdigen Weinwirt erzählen hören. Mit leichtem Moselwein lässt sich diese schwere Geschichte eines deutschen Dichters hinunterspülen.

Eine Zeit lang sass Grabbe nicht so ganz einsam hinter seinem Fidibusbecher im Drachenfels. Solange Norbert Burgmüller lebte, hatte er einen treuen Gespons. Ein Musiker, ein Schüler Spohr's, sieben Jahre jünger als Grabbe*), ebenso abgemüdet von allem, was Leben heisst, sass Norbert täglich neben ihm in dem Winkelzimmer. Sie schlürften miteinander aus Einem Glase, schliefen zusammen, über den Tisch gelehnt, und haschten von einander die wortkargen Gedanken, die über Gott, Menschheit und Welt im Gehirne des einen und des andern wie ein Fluch des Geistes über die Natur auftauchten. Es waren die Einfälle verzweifelter Einsiedler. Wenn Hoffmann und Devrient in Berlin bei Lutter und Wegener nächtlich sassen und die Funken des Witzes dämonisch aus ihrer weinglühenden Stirn sprühten, so war eine Schaar von Nachtgesellen um sie versammelt, die von den Brocken ihres geistigen Reichtums zehrten. Und diese beiden Männer hatten den vollen Tag hinter sich, der Kammergerichtsrat hatte am grünen Sessionstische sein Urteil gesprochen, der grosse Mime hatte am hellen Mittage, in der letzten Zeit freilich auch mitten im Sommer bei geheiztem Ofen, eine Rolle einstudiert; Abends liessen sich den Dämonen einige infernalische Gunstbezeigungen mit Recht und Fug abgewinnen. Hier aber sassen zwei Jünglinge schon am Tage fertig mit dem Tage und seinen Ansprüchen, von dem fröhlichen Leben, das an den Ufern des goldgrünen Rheins sich der Sonne freute, geschieden wie durch eine lähmende dunkle Macht.

---

*) Grabbe ist im Februar 1801 geboren. Anm. Kühnes. Falsch! *Am 11. Dezbr.*

Solange Norbert Burgmüller lebte, sass Grabbe nicht einsam im Drachenfels. Aber er reiste im Anfange dieses Monats nach Aachen und starb am 7. Mai ganz plötzlich im Bade. Grabbe erliess im Düsseldorfer Fremden-Anzeiger eine Notiz, die wie ein Steckbrief abgefasst war: „Norbert, Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest. Norbert, kommst Du nie wieder?“ Und der hartgefügte, starkgepanzerte Grabbe sass von da an nur in Thränen aufgelöst in der Drachenfelser Weinstube, schrieb nichts mehr auf den Fidibus und konnte seine „Hermannsschlacht“, mit der er beschäftigt war, nicht vollenden. Dieser Norbert war für ihn nicht bloss der einzige Freund, auch der einzige Mensch gewesen in aller Welt; in jedes andere Gesicht spie er seine Menschenverachtung. Und er nahm die Gelegenheit wahr, Düsseldorf zu verlassen*).“

Es folgen in Kühne's Bericht noch einige Zeilen über Burgmüller. „Norbert Burgmüller ist als Musiker wenig bekannt geworden. Seine Sachen sind im Beethoven'schen Styl geschrieben. Wie ich höre, führt Mendelssohn-Bartholdy noch in diesen Tagen zur Todtenfeier des Gestorbenen eine von dessen Sinfonien auf.“

Kühne's Darstellung ist reich an Phrasen und zeigt deutlich eine ausgesprochene Voreingenommenheit für Grabbe. Er scheint die Auffassung zu haben, dass Immermann eigentlich verpflichtet gewesen wäre, Grabbe aus seiner Tasche zu erhalten. Aus den früher zitierten Angaben von Uechtritz geht hervor, dass Immermann keineswegs in

---

*) Grabbe starb in Detmold am 12. September 1836, noch nicht 35 Jahre alt. Merkwürdig war aus der letzten Zeit in Düsseldorf ein Zettel an Immermann: „Die Hermannsschlacht, welche Sie erwähnen, ist gegen Hannibal ein Koloss. Sie ist fertig. Ich feile nur noch, sinke auch wohl an ihr nieder, wenn sie vollendet ist — auf ewig.“ Anm. Kühnes. — Der „Zettel“ war der Schluss eines Briefes an die Gräfin von Ahlefeldt (25. Sept. 1835). Vgl. Neue Deutsche Rundschau, *Oktoberheft 1902, und* Grisebach IV, 485 u. 524.

der Lage war, den Mäcen eines verkommenen Genies zu spielen. Zu dem Rollenabschreiben hatte sich Grabbe selber erboten, und es wäre gut gewesen, wenn ihn Immermann energischer dazu angehalten und überhaupt ihm gegenüber seine überlegene, grundtüchtige Persönlichkeit autoritativer zur Geltung gebracht hätte. So aber zeigte er zuviel Geduld, zuviel Langmut, und Grabbe, beschäftigungslos wie er war, vertrieb sich nach wie vor die Zeit mit der Bouteille. Wie es mit Grabbe stand, ehe er nach Düsseldorf kam, zeigt uns sein Brief an Wolfgang Menzel in Stuttgart. Menzel schreibt in seinen „Denkwürdigkeiten" S. 269: „Unter dem 15. November 1834 erhielt ich von Grabbe aus Frankfurt a. M. folgenden wahnsinnigen Brief: „Unterzeichneter (schlagen Sie um) wird Ihnen bekannt sein. Er hat reich geheiratet, aber an der Frau ein Genie bekommen, welches ihn, will er nicht das Aeusserste tun, nötigt, ihre Glorie nur aus der Ferne zu betrachten. Er ist zu stolz, etwas von dem ihm zukommenden Vermögen, ja selbst von seinem Eingebrachten zu nehmen, braucht also Geld. Ich bitte mir im interessanten Schwaben 18 gute Groschen des Tages und freie Miete zu verschaffen. Statt mit meiner Frau wieder zusammenkommen zu müssen, schaffen Sie mir im äussersten Falle eine Abschreiberstelle."

Es war ein Glück für Grabbe, dass er nicht nach Schwaben kam. Denn dort wäre es ihm sicherlich weit schlimmer ergangen als in Düsseldorf.

Sieht man die bisher wiedergegebenen verschiedenartigen Berichte mit kritischen Augen an, so kommt man zu dem Resultat, dass Immermann für sein Verhalten dem Menschen Grabbe gegenüber kein Tadel treffen kann. Grabbe erkannte auch selber öffentlich an, was er der aufopfernden Fürsorge Immermanns verdankte; aber kaum hatte er dies getan, so wurde von jungdeutscher Seite her gegen Immermann sofort die Faust geballt. Gutzkow verstand es, aus Grabbes Geständnis einen Vorwurf gegen *Immermann zu* schmieden. In seinen „Beiträgen zur Ge-

schichte der neuesten Litteratur“, Bd. 1, Abschnitt: Theater wendete er sich von Büchner zu Grabbe mit den Worten (S. 189 ff):

„Man muss hier unwillkürlich an Grabbe erinnert werden, der gegenwärtig in Düsseldorf lebt. Er selbst gesteht, dass ihn Immermann wieder in das rechte moralische Geleis der Existenz gebracht hat und drückt sich in einem Vorworte zu seinem neuen Drama: ‚Hannibal‘ fast so aus, als wäre er durch Immermann wieder zu einem Menschen geworden. Dies ist ein Geständnis, um welches wir Grabbe bemitleiden, denn an Immermann war es, das Wiedererscheinen der Grabbe'schen Muse, die er vor längerer Zeit in seinem Reisetagebuche*) so kühl behandelte, wieder anzukündigen. Er hätte der weichen und gerührten Stimmung Grabbes zuvorkommen müssen, da einmal preisgegebene Menschen, wenn sie sich aufrichten, und der Gesellschaft wieder geschenkt werden, gemeiniglich so gedemütigt sind, dass jedes ihrer Worte zittert, und sie alle Welt umarmen möchten. Wäre es nicht entsetzlich, wenn Grabbe vor dem Publikum noch mehr stammelte, als er schon gestanden hat?**) Nein, Immermann musste seinen Schützling ankündigen, Immermann, der es ohne Erröten hätte tun können, da er selbst neulich die Umkehr von seinen früheren ästhetischen Urteilen ausgesprochen hat.“

Nach Gutzkows Meinung hätte also Immermann die Vorrede zum „Hannibal“ schreiben oder in einem ihm zur Verfügung stehenden Blatte eine günstige Rezension über dieses Drama veröffentlichen sollen. Ich sehe nicht ein, warum Immermann verpflichtet gewesen sein sollte, den Herold Grabbes zu spielen. Grabbe war, als sein „Hannibal“

---

*) Reisejournal in 3 Büchern. 1831.

**) Das Entsetzliche, was Grabbe in dem Vorwort zum „Hannibal“ schon gestanden hatte, lautete: „Immermann schaffte mir zur Vollendung des Hannibal die Musse und stand mir bei mit dem treffendsten Rat. Mache das Stück ihm und den Lesern Freude.“

erschien, längst keine unbekannte Grösse mehr, die der Ankündigung bedurft hätte, wie dies bei Büchner der Fall war, den erst Gutzkow in die litterarische Welt einführte. Gutzkows Vorwurf erscheint mir durchaus unbillig.

Der Hauptvorwurf, der gegen Immermann bis auf den heutigen Tag erhoben wird, besteht darin, dass man sagt, er hätte dem Dramatiker Grabbe zur Anerkennung verhelfen müssen, er hätte dessen Tragödien, mit denen keine Bühne sich befassen wollte, auf seinem Theater aufführen müssen. Wie steht es nun damit? Ich verweise noch einmal auf Uechtritz' Worte, dass nur eine vollständige Unkenntnis des Theaters und seiner Bedingungen zu dem Einfall hätte verleiten können, die Grabbe'schen Schauspiele auf dem Theater einzuführen. Immermanns praktischer Theaterverstand, der sich allerdings in seinen eigenen Stücken weniger zeigte, wohl aber in der Beurteilung fremder Produktionen stets aufs treffendste zum Ausdruck kam, verbot es ihm von vornherein, bei Grabbes Dramen über die Lektüre hinauszugehen und ein aussichtsloses Experiment mit diesen ihm wegen ihrer sonstigen Eigenschaften imponierenden Dramen anzustellen. Dass er zum mindesten eine Aufführung des „Napoleon" erwogen hat, dürfen wir annehmen. Die Raumverhältnisse seiner Bühne, die Zahl und Beschaffenheit der ihm zur Verfügung stehenden schauspielerischen Kräfte und nicht zuletzt die Kostspieligkeit der Ausstattung zwangen ihn, von einem solchen Plane abzustehen, der nichts als ein Fiasko versprach, das er bei den minimalen Subsistenzmitteln seines Theaters nicht riskieren durfte. Die Auflösung der Düsseldorfer Bühne erfolgte Ende März 1837*), weil sich Niemand fand, der das zum Fortbestand nötige Geld hergeben wollte. Und da will man Immermanns grosse, fast einzig dastehende Verdienste herabwürdigen, weil er Grabbes total undrama-

*) *Das Theater* wurde am 31. März mit der Vorstellung von *Friedr. Halms „Griseldis"* geschlossen.

tische Dramen nicht inszenierte! Allerdings, Gutzkow erklärt in seinen „Beiträgen“ Bd. 1, S. 163: „Dies Gerede von Nichtaufführenkönnen, womit man z. B. Grabbe zurückgeschreckt hat, ist wahrhaft perfid; denn umsonst haben doch die Maschinisten seit 10 Jahren nicht so ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleistet; sie haben uns feuerspeiende Berge, die Cyclopen-Schmiede, die Wolfsschlucht, auffliegende Pulverschiffe, lebende Bilder, tausend perspektivische Täuschungen gegeben. Aufführen lässt sich Alles, und die Sache ist nur die, dass die Litteratur hier mit vornehmen unwissenden Behörden und mit gedächtnisfaulen, dickbäuchigen Schauspielsinekuristen zu tun hat.“

Diese Auslassungen Gutzkows sind ein Zeichen seiner damaligen Kritiklosigkeit in theatralischen Dingen. Ich mache zunächst darauf aufmerksam, dass Gutzkows Rezension von Büchners „Dantons Tod“ im „Phönix“, Frühlingszeitung für Deutschland, Nr. 162 vom 11. Juli 1835, mit dem Satze schliesst: „Was ist Immermanns monotone Jambenklassizität, was ist Grabbes wahnwitzige Mischung des Trivialen mit dem Regellosen gegen diesen jugendlichen Genius!“ *) Dieser Grabbes Produkte schlechtweg verurteilende Satz fehlt in den „Beiträgen“, denn der Uebergang zu einer in der Hauptsache anerkennend gehaltenen Kritik Grabbes war von diesem Satze aus schwer zu finden.

Wie wir sahen, wirft Gutzkow Oper und Drama durcheinander und unterscheidet nicht die von der Musik unterstützten dekorativen Effekte der Oper von den einfacheren und anders gearteten Wirkungen, die ein Drama zu erzielen hat. Er behauptet: Aufführen lässt sich

*) Am 28. Aug. 1835 schrieb Gutzkow aus Stuttgart an Georg Büchner in Strassburg: Von Grabbe sind zwei Dramen erschienen. Wenn man diese aufgesteifte, forzierte, knöcherne Manier betrachtet, so muss man Ihrer frischen, sprudelnden Naturkraft das günstigste *Horoscop stellen.*“ (Euphorion, Erg.-Heft 3. 1897, S. 187).

Alles*). Dem ist aber keineswegs so. Es gibt Dramen, die zur Darstellung Unmögliches verlangen, und Grabbes Dramen sind solche. Der Leipziger Regisseur Philipp Düringer sagte in seinem „Theater-Lexikon“**) 1841 in dem Artikel „Verfall des Theaters“, Spalte 1099: „Wenn Klopstock, Apel, Grabbe etc. nicht auf der Bühne erschienen, so lag es darin, weil sie es verschmähten, den unabweislichen Forderungen der Ausführbarkeit sich zu fügen. Das hat Shakespeare nirgends getan!“

Und Spalte 1100: „Wie Lessing im Laokoon die Grenzen der Künste studierte, so müssen die Autoren mit den Möglichkeiten, den Hindernissen und den Wirkungen der Bühne vertraut sein. Man muss nicht, wie Grabbe in Napoleon, das Schlachtfeld von Waterloo verlangen, nicht wie Deinhardstein in Maximilian's Brautzug ein Epos schreiben, nicht, wie der Verfasser des circassischen Paares zu Hamburg in Lyrik zerfliessen. — Auf der Bühne muss vor Allem geschehen — Handlung ist nötig, aber kurz, scharf, in starken Lichtern und Schatten.“

Mit diesen Worten trifft Düringer den Nagel auf den Kopf. Ein Jeder, der ein Drama verfassen will, sollte sich vorher über die Grundbedingungen und die Grenzen der dramatischen Kunst klar zu werden suchen, denn für einen Dramatiker gilt gewiss nicht Mantos Wort: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.“ Wie man einem Architekten, einem Ingenieur, die technisch unausführbare Pläne entwerfen, keinen Häuser- oder Brückenbau anvertrauen wird,

---

*) Die Lektüre Grabbes wurde für Gutzkows erste dramatische Produktion verhängnisvoll. Karl Rosenkranz schreibt in einem Artikel „Karl Gutzkow bis zu seinem theatralischen Auftreten“ im Königsberger Literaturblatt (redig. v. Dr. Alexander Jung), Nr. 6, vom 10. Nov. 1841: „1835 wurde für G. das vorzugsweise kritische Jahr. Er veröffentlichte seinen „Nero“, ein Drama in dem Zuschnitt Grabbes d. h. ohne alle Rücksicht auf unsere jetzige Bühne.“

**) *Theater*-Lexikon. Hrsg. von Ph. I. Düringer und H. Barthels. *Leipzig, Wigand, 1841.*

so wird man auch ein Drama nicht in Szene setzen, das allen Forderungen der Bühnenmöglichkeit und schauspielerischen Darstellbarkeit zuwider läuft. Auf die wirkliche Bühne nahm aber Grabbe nicht die mindeste Rücksicht, sein Theater war ein imaginäres, in die Wolken gebautes und bei den agierenden Personen dachte er sich auch das Riesenmass der Leiber weit übers Menschliche hinaus gewachsen.

Wie seine Anschauungen über Drama und Theater beschaffen waren, verrät er selbst deutlich genug in einem Briefe an Wolfgang Menzel*) vom 15. Januar 1831: „Sie wünschen mich populärer. Mit Recht. Aber theatralischer? Der Manier des jetzigen Theaters entgegenkommender? Ich glaube unser Theater muss den Poeten mehr entgegenkommen. Uebrigens ist auch das Drama nicht an die Bretter gebunden. Der geniale Schauspieler wirkt durch etwas ganz anderes als der Dichter, und das rechte Theater des Dichters ist doch — die Phantasie des Lesers. Die Eumeniden, die Sakontala, der ganze Shakespeare beweist es.“

Dieser Brief Grabbes kennzeichnet seine Schaffensweise. Ein dramatischer Dichter, der behauptet, das Drama sei nicht an die Bretter gebunden und das rechte Theater sei die Phantasie des Lesers, beweist damit, dass er nie ein wirklicher Dramatiker war und nie einer werden konnte. Wer mit solchen Voraussetzungen Dramen verfasste, konnte eben nur Lesedramen liefern, in denen der Phantasietätigkeit des Lesers der weiteste Spielraum gelassen war. Der ganze Shakespeare aber beweist das Gegenteil, denn abgesehen von Schiller hat niemand mehr die Bühnenwirkung im Auge gehabt als Shakespeare. Die altenglische Bühne bot ihm eine freiere Handhabung des Szenenwechsels, aber Grabbe hatte keine Stücke für die altenglische, noch für die indische, noch für die altgriechische, sondern für die

*) *„Denkwürdigkeiten“* S. 269.

moderne Bühne zu liefern und eben darum hatte er, wenn er ein Dramatiker sein wollte, den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, wie dies an seiner Stelle Aeschylus, Kalidasa und Shakespeare getan hätten. Grabbe scheint niemals die Hamburgische Dramaturgie gelesen zu haben, oder wenn er sie gelesen hat, so hat er Lessings Ausführungen nicht verstanden, ebensowenig wie sie die Stürmer und Dränger verstanden hatten, mit Ausnahme des jungen Schiller. Das Charakteristische in Grabbes Schaffen ist das aus der Sturm- und Drangzeit her bekannte geniale Ausserachtlassen aller Regeln und Gesetze der Dramatik, ein Drauflosproduzieren ohne Rücksichtnahme auf Technik und Stil der Darstellung.

Wie aber kann man es einem vernünftigen Theaterleiter zum Vorwurf machen, wenn er derartige Produkte unberücksichtigt lässt? Immermanns Verhalten war von Erwägungen diktiert, die für jeden Bühnenleiter massgebend sein müssen, und wenn auch Immermanns eigene Stücke keine Repertoirstücke geworden sind, so werden es Grabbes Stücke, solange nicht unser Theater sozusagen cyklopische Formen annimmt, erst recht nicht werden. Merkwürdigerweise ist es auch noch Niemandem eingefallen, Grabbes Jugendfreund Köchy, der als Braunschweiger Theaterdirektor dessen Dramen hätte zur Aufführung bringen können, deswegen zu schmähen, weil er es nicht getan hat.

Einen weiteren Vorwurf gegen Immermann, den Gottschall in seiner Grabbe-Biographie S. 59 ausspricht, will ich nur kurz streifen. Der Vorwurf ist hergeleitet aus Grabbes Rezension von Immermanns „Alexis“ und Tiecks „Blaubart“, die in Düsseldorf zur Aufführung kamen. Gottschall schreibt: „Hier posaunt Grabbe, auf dem delphischen Dreifuss sitzend, welchen Immermann ihm untergeschoben, diese Grosstaten der Düsseldorfer Direktionsführung als zukunftsvolle Ereignisse aus, doch diese *Prophezeiung löste* sich bald in Dampf auf.“ Es sei nur *darauf verwiesen*, dass auch Uechtritz, der in seinem Urteil

durchaus selbständig war und sich von Immermann keinen delphischen Dreifuss unterschieben liess, als einige der gelungensten Aufführungen nennt: „die der Stella von Goethe, des Richters von Zalamea, des wundertätigen Magus und der Tochter der Luft von Calderon, des Blaubart von Tieck, endlich des Immermannischen Alexis, der sich, besonders der zweite Teil, als vollkommen bühnenmässig bewährt hat.“ (Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben, 1. Bd. S. 189.)

In die Reihen der Verteidiger Immermanns, der Wahrer seiner Ehre nach seinem so früh erfolgten Tode, trat schliesslich auch derjenige, von dem man es nach seinen ehemaligen Ausfällen gegen den Düsseldorfer Theaterleiter wohl am wenigsten erwartet hätte — Karl Gutzkow. Ein vollständiger Umschlag in seiner Gesinnung gegen Immermann trat ein, als er dessen persönliche Bekanntschaft machte und in einem zweitägigen Verkehre einen bedeutenden Eindruck von ihm gewann. Die Begegnung beider Dichter fällt in den Oktober 1838. Gutzkow hat darüber berichtet in einem 1840 nach Immermanns Tode im „Telegraphen“ erschienenen Aufsatz: Karl Immermann in Hamburg. In diesem, später in den 9. Band seiner gesammelten Werke (Jena, Costenoble) aufgenommenen Aufsatz erzählt Gutzkow von einer geselligen Zusammenkunft, die eines Abends zu Ehren Immermanns bei Lebrun, dem Mitdirektor des Hamburger Stadttheaters, stattfand. Bei der Unterhaltung bildete auch „der Fall Grabbe“ ein Gesprächsthema.

„Die Skizze, die Immermann im Franck'schen Taschenbuche dramatischer Originalien über Grabbe geliefert hatte, brachte das Gespräch auf diesen wunderlichen elektrischen Geist, der eine Weile am Horizonte unserer Litteratur leuchtete und dann in grauen leeren Dunst verpuffte. Immermann hatte sich Grabbes in Düsseldorf angenommen und war dafür von Einigen, z. B. Duller, mit üblen Anschuldigungen belohnt worden. Er sagte: „Was sollt' ich mit dem abenteuerlichen Mann tun? Mit ihm in die

Oerter gehen, wo er sich an physischen Uebersättigungen gefiel, in die Trinkstuben und anderwärts hin, das konnt' ich nicht. Ihn zu geistiger Produktion anzuregen, unterliess ich nie; doch erwiderte er, dass ich ihm mechanische Beschäftigungen geben sollte. Er w o l l t e Abschriften machen. Und weil ich wohl einsah, dass er vielleicht dabei sein zerstreutes Wesen noch am leichtesten sammeln könnte, so liess ich ihn Rollen und Noten abschreiben.*) Auf irgend eine Weise, wenn er nicht verhungern wollte, musste er sich doch durch die Welt bringen. Ihn ganz und gar zu ernähren, erlaubten meine Mittel nicht. Und kein Buchhändler war geneigt, einem so zerfahrenen Manne, der nichts produzierte, Vorschüsse zu geben."**) Ich kann bestätigen, dass Immermann mit wärmster Teilnahme von dem unglücklichen Manne sprach, dessen Untergang er seinen häuslichen Verhältnissen und schlechter Gesellschaft zuschrieb. Selbst die r a d i k a l e H e r z l o s i g k e i t, die sich in Grabbes genialisierenden Produkten, meiner Meinung nach, unverkennbar ausspricht, feige Hinterlist und die Tücke eines eitlen Herzens, die Grabbes Detmolder Bekannte nicht leugnen können, all diese Einwürfe, die ich gegen das ganze Gebahren dieses Mannes machte, wollte er nicht gelten lassen, sondern nahm ihn als einen Verzogenen und früh durch seine Verhältnisse Verdorbenen in Schutz. Die Entstellung seiner Beziehungen zu ihm war ihm verdriesslich und er drohte mit grosser Heftigkeit, dagegen nächstens anzugehen."

Auch Immermann hat über sein Zusammensein mit

---

*) Diese Aeusserung kann I. nicht getan haben, da er in seiner Charakteristik G.'s beteuert, dieser habe nie etwas Anderes für die Bühne abgeschrieben als Töpfers „Hermann u. Dorothea."

**) G.'s Düsseldorfer Verleger Schreiner hatte ihm auf die „Hermannsschlacht" Vorschuss gegeben. Ich bezweifle, dass I. gesagt hat, G. habe nichts produziert, da ihm dessen Arbeit an der „Hermannsschlacht" bekannt war (vgl. den Briefwechsel), ganz abgesehen von „Hannibal" u. „Aschenbrödel", die G. in Düsseldorf nur umarbeitete.

Gutzkow in Hamburg einige Zeilen niedergeschrieben, die sich in Gustav zu Putlitz' Immermann-Buch (Bd. II, S. 230/31) finden. „Das Merkwürdigste unter meinen hiesigen Begegnungen," heisst es in seinen Notizen, „war, dass ich mit dem hier residierenden jungen Deutschland fraternisiert habe, nämlich mit Gutzkow und Wienbarg." Ueber jene Abendunterhaltung berichtet Immermann nur mit wenigen Worten. „Abends war ich mit ihm (Gutzkow) bei Lebrun zu Tische und kam mit ihm in eine inhaltreiche Debatte über Grabbe. Er sprach seinen Abscheu vor dieser zerfahrenen Natur aus und sagte, am meisten widere ihn an, dass Grabbe so ohne alle Liebe, ohne alles Bedürfnis nach Anderen gewesen sei. Dies konnte ich nicht ganz zugeben, indem ich aus meiner eigenen Geschichte mit ihm anführte, Grabbes Zuneigung sogar im höchsten Grade eine Zeit lang besessen zu haben, dass nur aber Liebe und Neigung, wie alles in ihm, des sittlichen Haltes entbehrt habe. — Er versetzte hierauf: „Auf das, was man Sittlichkeit nenne, komme es ihm bei einem Menschen zuvörderst nicht an, er halte sie meistens für etwas Angeeignetes, Konventionelles, sondern darnach frage er bei einem Menschen, ob er das Gefühl habe, nicht allein zu sein in der Welt, ob er den Sozietätstrieb in sich trage, die Empfindung der Reziprozität; denn daraus entspringe alles Gute und Rechte."

Wenn Gutzkow den Sozietätstrieb bei Grabbe vermisste, so war er entweder falsch unterrichtet worden oder er besass eben zu geringe Kenntnis von dessen Charakter und Lebensweise. Es geht namentlich aus Zieglers Lebensbeschreibung hervor, dass das Bedürfnis nach Geselligkeit bei Grabbe sehr stark ausgeprägt war. Wenn es ausserdem noch eines Beweises dafür bedürfte, so würde er uns geliefert in jenen Berichten über das eigenartige Freundschaftsverhältnis, das ihn während der letzten Zeit seines Düsseldorfer Aufenthaltes mit Norbert Burgmüller verband. Ueber den Freundschaftsbund, den der Dichter mit dem

Musiker geschlossen, ist von den Grabbe-Biographen viel zusammenphantasiert worden. Eine Berichtigung zu den in Umlauf gesetzten und bis heute ohne Nachprüfung gebliebenen abenteuerlichen Darstellungen, in denen von Burgmüller*) ein ganz falsches Bild entworfen wurde, liefern die verschollenen „Erinnerungen an Norbert Burgmüller“ in der von Robert Schumann redigierten „Neuen Zeitschrift für Musik“, 1840, XII. Bd., Nr. 1—6, 10—12. Der Verfasser unterzeichnet sich nur Dr. M. Es ist Dr. med. Wolfgang Müller von Königswinter. Die Beziehungen zwischen Grabbe und Burgmüller finden in Nr. 6 folgende authentische Darlegung:

„In den Winter zwischen den Jahren 1834 und 35 fällt Burgmüllers Bekanntschaft mit Grabbe. Sowohl über den unglücklichen Dichter, wie über dessen Beziehung zu dem jungen Komponisten sind viele fabelhafte Gerüchte durch die Aufsätze von Willkomm und Duller in das Publikum gekommen. Ich habe das Verhältnis aus der Nähe beobachtet und weiss, was daran war. Was Grabbe angeht, so kann ich nur den Aufsatz, den Immermann in Francks erstem (zweitem!) Jahrgang dramatischer Originalien geliefert hat, als eine wahre, gediegene Charakteristik annehmen. Immermann stand ihm geraume Zeit hindurch

---

*) Ueber ihn enthalten die Briefe von Moritz Hauptmann an Franz Hauser, hrsg. v. Alfred Schöne, Leipzig 1871, im II. Bd., S. 245 folgende Stelle: In Nr. 32 der Signale habe ich die Herausgabe der nachgelassenen Werke Norbert Burgmüllers angezeigt; . . . . Burgmüller war 1828/30 in Kassel. Sie haben ihn wohl garnicht gekannt, ein langschmächtiger stiller Mensch mit vielem Talent. . . . Er war eine Zeit lang Bräutigam der Roland; sie nahm sich aber dann einen andern. Er starb 1836 in Aachen, war überhaupt viel krank. Es hatte aber alles Achtung vor ihm. Mendelssohn spielte sein Konzert im Manuskript in Düsseldorf. An diesem Konzert, das er noch in Kassel schrieb, hat er wohl ein Jahr gearbeitet, weil er die meiste Zeit nichts tun konnte, — und es klingt, als wär's in Einem Sitz gemacht.“ (*Brief* aus Leipzig, d. 12. Juli 1864). — Burgmüllers *unglückliche Liebe* ist in Wolfg. Müllers „Erzählungen eines rheinischen *Chronisten*“ *roman*haft behandelt.

nah, während jene Litteraten nur flüchtige Berührungspunkte mit ihm hatten. Grabbe war an Leib und Seele krank, als er nach Düsseldorf kam. Viele Leute gingen mit gutem und wohlwollendem Herzen daran und wollten eine Heilung versuchen, wo keine mehr möglich war. Dem Kranken war jedes Mittel unbequem, jedes Entgegentreten steigerte seine krankhafte Reizbarkeit und er verfeindete sich allmählig mit allen, die es gut mit ihm gemeint hatten. Burgmüller, der ihm im Wirtshause zufällig vorgestellt war, behandelte ihn auf eine andere Weise. Er bewunderte in ihm die mächtigen grossartigen Anlagen und bedauerte zugleich, dass sie durch Leidenschaften und Missgeschicke fast untergegangen wären. Er sah in ihm einen guten, aber missleiteten Charakter und verstand ihn. Er hatte ja selbst manche Irrwege betreten und manches Unglück erfahren und verstand so den Dichter. Achtung und Mitleiden bewegten ihn, er liebte ihn aus Mitleiden. Für Grabbe war Burgmüller ein Arzt, der ihn nicht mit tausend Arzneien und Quacksalbereien plagte, und so war er in Düsseldorf auch vielleicht der einzige Mensch, den der Unglückliche liebte. Nur zu ihm bediente er sich des traulichen Du, und nur wenn Burgmüller erschien, wurde es ihm recht wohl in der Weinstube, wo sie sich gewöhnlich zu treffen pflegten. Schon im Anfang seiner Bekanntschaft mit Burgmüller hatte er dem Komponisten einen Operntext versprochen, im Laufe derselben schrieb er ein tolles und buntscheckiges Stück mit dem Titel „der Cid“, der die gewöhnlichen Operntexte verhöhnen sollte. Das Original, das trotz mancher interessanten Stellen wohl kaum gedruckt werden dürfte, ist mir aus dem Nachlasse des Freundes zugefallen. Durch Burgmüller eingeführt, habe ich selbst häufig jene Schenke besucht und das Leben und Treiben dort beobachtet. Ein sonderbarer Kreis hatte sich dort gesammelt, von dem der Dichter den Mittelpunkt bildete. Ganz jenes Bild, wie es Immermann in seinen Erinnerungen beschreibt, sass er leidenschaftsmüde und geknickt an einem

Tische und warf mit einer welken klanglosen Stimme wilde Reden um sich, bald über dramatische Kunst, bald über Musik, bald gehässige Reden über Menschen, von denen er glaubte, dass sie ihm übel wollten, bald über seine eigenen misslichen Familienangelegenheiten, alles, wie es der Augenblick ihm eingab. Unter vieler Spreu fand sich mitunter auch eine Perle, aber meist war alles übertrieben und outriert. Zuweilen blitzte auch sein Auge wunderbar auf und warf einen unerwarteten Glanz über seine Züge, aber auch dieses erschlaffte bald. Um ihn her sassen in bunter Reihe Philister, die sich teils ärgerten, teils amüsierten, und junge Maler, die den eckigen, berühmten Mann beobachteten. Burgmüller machte meist den stummen Gesellschafter oder redete nur zu verständigem Witze oder kräftigem Ernst. Zuweilen auch, wenn ein Lied verlangt wurde, stand er auf und begleitete auf einer kleinen Hausorgel, die in der Ecke des Zimmers stand. Grabbe liebte besonders das Volkslied „Prinz Eugenius etc.“,*) dessen volle Töne fast jeden Abend dort erklangen. Ausserdem liess er sich gern das eine oder andere Stück aus Mozarts Don Juan,**) der seine Lieblingsoper war, vorspielen. So begründete sich die vielbesprochene Freundschaft dieser beiden Leute vielmehr auf

*) In dem für Burgmüller gedichteten „Cid“ lässt Grabbe in Abschnitt 6 (Bei Cadiz) von Jussuff das Prinz Eugenius-Lied anstimmen. — Ziegler erzählt (S. 200) von einem Schneider, den sich Grabbe aus der Nachbarschaft an sein Krankenbett (1836 in Detmold) kommen liess, damit er mit ihm Bier trinke und ihn unterhalte. „Auch musste er singen und besonders viel liess Grabbe das Lied Prinz Eugenius singen.“

**) Duller berichtet (S. 86) aus Grabbes letzten Lebenstagen: „Am 9. Septbr. (1836) sang er noch mit starker Stimme eine Arie aus Don Juan und stimmte ein, als seine Gattin ihm später die Marseillaise vorsingen musste.“ — In Wolfg. Müllers „Erzählungen eines Rheinischen Chronisten“ fordert (S. 240) Grabbe von Burgmüller Mozarts: „Treibt der Champagner das Blut erst im Kreise“ (Don Juan), dann die Marseillaise und das Ça ira marchons, „die er nicht aus Revolutionsgelüsten, sondern als historische Lieder liebte.“ Man *vgl. dazu auch Ziegler* S. 171.

ein häufiges gesellschaftliches Zusammensein, als auf eine Einheit in Gefühls- und Denkungsweise, der notwendigen Bedingung aller Freundschaft. Denn bei Burgmüller war überall kräftiges, bewusstes Wollen, bei Grabbe überall charakterloses Schwanken, das ich übrigens allein seinem krankhaften Zustande zuschreibe."

Zu Grabbes Düsseldorfer Freunden gehörten ausser N. Burgmüller noch der Verlagsbuchhändler Schreiner, der Redakteur Dr. Martin Runkel, die Schriftsteller Edward Hartenfels und Ignaz Hub, ausserdem verschiedene Maler von der dortigen Akademie, darunter wahrscheinlich auch Robert Reinick. Bekannt mit ihm war ferner ein junger Leutnant, der bei dem 17. Infanterie-Regiment in Wesel stand, mit Namen Hermann Kunibert Neumann*). Dieser hatte ein reiches dichterisches Talent, wovon sein mit Unrecht vergessenes Gedicht in vier Gesängen „Nur Jehan" (Torgau 1843, 2. Aufl. Breslau 1852, jetzt Reklams Univ.-Bibl.) ein glänzendes Zeugnis ablegt. Die melodiösen Ottaverime dieser orientalischen Märchendichtung dürften nur in Ernst Schulzes „Bezauberter Rose" ihresgleichen haben. Bereits 1835 hatte Neumann ein phantastisches Märchen „Irisholdlein u. Rosaliebe" erscheinen lassen, dem ein Jahr darauf die Adalbert von Chamisso gewidmete und an dessen Leben anknüpfende poetische Erzählung „Des Dichters Herz" folgte, über die Grabbe unter einem gehässigen Ausfall gegen Heine eine wohlwollende Kritik ins „Düsseldorfer Tageblatt" schrieb. (Vgl. Griseb., Bd. IV, S. 125—27). Ein interessanter Bericht über einen Besuch, den Neumann i. J. 1836 bei Grabbe in Düsseldorf machte, wurde von Fedor von Koeppen in Paul Lindaus Monatsschrift „Nord und Süd" (Bd. 50, 1889) aus Neumanns Tagebuch veröffentlicht. Dieses noch nicht wieder ver-

---

*) Vgl. über ihn „Deutsche Revue" hrsg. von Richard Fleischer, II. Jg., 3. Bd., Berlin 1878. Die S. 267—277 von Adolf Strodtmann hrsgegeb. Ungedruckten Jugendbriefe Ferdinand Freiligraths sind an H. K. *Neumann gerichtet.*

wertete Dokument, auf das mich Hr. Professor Strauch in Halle freundlichst aufmerksam machte, gibt uns zur Beurteilung Grabbes manchen bedeutsamen Wink. Es ergänzt die sonst noch vorliegenden Berichte über Grabbes Düsseldorfer Lebensweise und bestätigt, wie wir es nur wünschen können, Immermanns Darstellung. „Wenig vorteilhaft, aber gewiss treffend," schreibt F. von Koeppen a. a. O. S. 373, „ist das Bild, welches Neumann von dem zu derselben Zeit in Düsseldorf lebenden Dichter Grabbe entwirft, „jenem Paradiesvogel, der von der Krone eines blühenden Palmbaumes durch die Hand des Schicksals in den Staub geschleudert wurde und der aus Eigensinn und Stolz sich selbst im deutschen Rhein die schillernden Federn nicht rein waschen wollte." (Welch eine Phrase!)

„Es war im Jahre 1836," erzählt Neumann, „als ich in Folge eines sonderbaren Briefwechsels den Dichter kennen lernte. Von einer Reise zurückkehrend, suchte ich ihn an einem Nachmittage auf. Er wohnte in einer engen Gasse, ich stieg zwei Treppen empor, klopfte mehrmals an seine Türe, und auf ein mattes „Herein!" öffnete ich dieselbe und trat in das Zimmer. Mit einem Blicke war das kleine Gelass zu übersehen, ein Bett, eine alte Kommode, ein Tisch und ein paar Stühle gaben das ganze Meublement ab, und ausser einem staubigen Spiegel zeigten die Wände keinen Schmuck; ja selbst Vorhänge fehlten an den Fenstern, obgleich diese schon vom Anstand verlangt werden mussten, weil man sonst von drüben das ganze Zimmer übersehen konnte. Grabbe lag im Bette; der einzige rot gebeizte Tisch war dicht an das Bett gerückt und mit Papieren aller Art, einigen Büchern und Schreibmaterial wie geflissentlich unordentlich überhäuft. Am Fussende des Bettes stand ein Stuhl mit Kleidungsstücken, am Kopfende ein alter Schemel, besetzt mit Gläsern und Flaschen. Ich stellte mich Grabbe vor. Sein grosses hellblaues Auge *suchte den Blick* zu fixieren, schweifte aber unstät mehrere *Minuten hin und* her; er konnte vor Verlegenheit lange

nicht zu einer zusammenhängenden Rede kommen, während ich, um ihm Zeit zu lassen, einen am Fenster stehenden Stuhl von staubigen Gegenständen befreite, ihn an den Tisch rückte und mich darauf niederliess. „Ich bin auch Offizier gewesen und trage auch Uniform und Portepée," sagte er mit mehr Ernst, als mir für einen so bedeutenden Dichter würdig schien. „Die alte Schachtel, meine Aufwärterin, hat mir aber das Portepée gestohlen; wo nur der R . . . . . bleibt! Ach, trinken Sie einmal" — dabei holte er unter dem Schemel ein Glas mit zweifelhaftem Inhalt hervor und, als er meine ablehnende Miene und Gebärde bemerkte, erwiderte er: „Es ist nicht Schnaps, hol' mich — —! Ich will verdammt sein, wenn es nicht Bier ist." Die Schüchternheit verliess Grabbe nach und nach, und mit Begeisterung sprach er von seinen projektierten Werken: „Alexander" und „Jesus". Er entwickelte herrliche Gedanken und Ideen, aber die dabei gewählten Ausdrücke waren oft so gemein, dass ich unwillkürlich meinen Aerger darüber nicht verbergen konnte. Grabbe stellte sich zwar bescheiden, aber eine namenlose Eitelkeit war gerade sein Verderben. Er wollte in Allem aussergewöhnlich genial sein, und deshalb wurde er unwahr und redete sich vor, nur Spass oder, wie er zu sagen pflegte, Dummheiten zu machen. Es war kläglich, diesen herrlich begabten Geist unter der kleinlichen Gewalt des Egoismus sich krümmen und winden zu sehen; selten schüttelte er sie von sich ab, und dann erschien ein Heros sowohl in lyrischer als in epischer Schönheit. Trotz seiner unangenehmen Eigenschaften konnte man sich nicht einer tiefen dauernden Teilnahme für diesen unglücklichen Dichter erwehren; denn wenn er in dem Gespräche endlich — es sei mir erlaubt so zu sagen — zur Vernunft kam, dann war seine Begeisterung eine echte, die jeden Hörer herausrückte aus der Gewöhnlichkeit und ihn in den Kreis führte, der die wunderbarsten und höchsten Gedanken entwickelte. Leider dauerten diese Intermezzos nur Viertelstunden, dann schlug

Grabbe seinem Geiste selbst ein Schnippchen, indem er über seine „Dummheit“ lachte und zu der gewohnten gemeinen Redeweise zurückkehrte.“

Neumanns Bericht — augenscheinlich ist das von F. v. Koeppen Wiedergegebene nur das Bruchstück einer längeren Ausführung — beansprucht insofern unser besonderes Interesse, als wir daraus entnehmen können, dass Grabbe auch im persönlichen Verkehre jenen zwiespältigen, disharmonischen Geist bekundete, der in seinen Dichtungen so grell zu Tage tritt. Wir erkennen nunmehr: Seine Werke sind ein getreues Abbild seines Wesens. Wie in seinen Dramen, am krassesten im „Gothland“, Hohes und Gemeines, Edles und Schmutziges, Grossgedachtes und Alltägliches bunt durcheinander gemischt ist, so zeigten sich, wenn er sich gehen liess und seine wahre Natur zum Vorschein kam, auch im Gespräche mit Freunden oder Bekannten die schreienden Gegensätze seiner geistigen Organisation. In ihm selber berührten sich die Extreme. Er hatte den Zug zum Erhabenen in sich, er konnte erglühen für die strahlenden Ideale der Menschheit, aber zugleich liebte er es, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehn. In Uebereinstimmung mit Neumanns Bericht wird uns auch noch von anderer Seite bestätigt, dass bei Grabbe vom Erhabenen zum Gemeinen nur ein Schritt war. Die von Ludmilla Assing verfasste Biographie der Gräfin Elisa von Ahlefeldt, der geschiedenen Gattin des Freischarenführers Adolph von Lützow und Freundin Karl Immermanns (Berlin 1857) enthält auf S. 122—126 einige charakteristische Details über Grabbe, die unsere Beachtung verdienen. Es heisst dort nach Schilderung des Kreises von Düsseldorfer Künstlern und Litteraten, den die Gräfin um sich zu versammeln wusste:

„Wir dürfen auch Dietrich Christian Grabbe nicht vergessen, dieses verwilderte Genie, das Immermann vergeblich strebte, zu sich zu erheben. Grabbe, 1801 zu Detmold geboren, war bekanntlich der Sohn eines Zuchtmeisters, er

selbst hatte auf dem Zuchthofe das Licht der Welt erblickt; rings um ihn her waren die Zellen der Verbrecher. Sollte man nicht glauben, jene ersten Eindrücke hätten ihm jene Lust am Grässlichen und Rohen eingeflösst, die sich in seinen Dichtungen ausspricht?*) — Grabbe eröffnete die Bekanntschaft mit Immermann dadurch, dass er ihm schrieb: „Ich und eine alte Mutter sind verloren, wenn Sie mir nicht zu helfen suchen.“ — Immermann forderte ihn sogleich freundlich auf, nach Düsseldorf zu kommen, sorgte für seine häusliche Einrichtung, lud ihn häufig zu sich in grössere und kleinere Gesellschaften, führte ihn bei mehreren seiner Bekannten ein, unterstützte ihn mit seinem Rat bei der Tragödie „Hannibal“, die Grabbe unvollendet mitgebracht hatte, und bewies die grösste Nachsicht mit seinen Launen und seiner mangelhaften Erziehung. Grabbe seinerseits nahm dagegen den lebhaftesten und eifrigsten Anteil an Immermanns Theaterbestrebungen. Immermann erkannte in Grabbe eine schöpferische Kraft, wenn auch mehr eine Kraft der Hässlichkeit als der Schönheit, mehr Ungeheuerlichkeit als wahre Grösse, mehr Verzerrung als Genialität, wie er denn auch den „Theodor von Gothland“ ein „Konzert der Verzweiflung“ nannte.“ Es folgen einige Stellen aus Immermanns „Memorabilien.“ Dann heisst es weiter:

„Elisa, an der alles feine Sitte, Anstand und Schönheitssinn war, musste von der äusseren und inneren Vernachlässigung und dem wilden und formlosen Wesen des

---

*) Piper hat, gestützt auf Ziegler, jede Beeinflussung G.'s durch seine Geburtsstätte geleugnet. Bruno Golz, dessen Ansicht ich zuneige, misst dem Umstand, dass eine von vorn herein anormale Persönlichkeit wie G. noch dazu in einem Zuchthause aufwuchs, doch eine grössere Bedeutung bei. Er meint, G.'s Worte: „Was soll aus einem Menschen werden, dessen erstes Gedächtnis das ist, einen alten Mörder in freier Luft spazieren geführt zu haben“, liessen sich nicht völlig von der Hand weisen. (Studien z. vergl. Litt.-Gesch., Bd. II., 1902, S. 382). Eine ungünstige Reizung der Phantasie des Knaben durch die Umgebung des Zuchthauses erscheint auch mir nicht ausgeschlossen.

seltsamen Mannes unangenehm berührt werden, nahm sich seiner aber dennoch mit Wohlwollen und Güte an, und zu ihrer Verwunderung über ihn gesellte sich das Mitleid. In der ersten Zeit seines Aufenthaltes nahm sie ihn mehrmals in ihrem Wagen zu kleinen Ausflügen in die Umgegend mit, wo er dann mit der übrigen Gesellschaft Berge steigen musste, was er sonst nie tat. Einmal improvisierte er bei Sonnenuntergang, auf einem Berge stehend, so schöne Verse, dass Elisa und ihre Begleitung ganz entzückt davon waren. Gleich darauf benahm er sich aber wieder so cynisch, dass das Entzücken sich in Widerwillen verwandelte. Elisa durfte ihm mit ihrer schönen Hand nicht zu nahe kommen, sonst biss er sie hinein, weil sie „so appetitlich" sei. „Er war wie ein Kind," sagte sie oft von ihm, „so gut, so unartig, so lenksam, aber auch so schmutzig!" — Grabbe verehrte sie sehr, und fühlte sich geschmeichelt durch die Freundlichkeit einer so vornehmen und edlen Frau. Wenn er sich gegen Karl Ziegler rühmte, Elisa habe ihm täglich lange Briefe geschrieben, wie letzterer in seinem Buche: „Grabbes Leben und Charakter" mitteilt, so halten wir das für eine Uebertreibung von Grabbe.

Leider war der wunderliche Mann schon zu sehr gesunken, als dass es möglich gewesen wäre, ihn an eine tätige und geregelte Lebensweise zu gewöhnen; er wurde bald selbst seiner eigenen Anstrengungen müde, sich zu erheben, ergab sich dem zu häufigen Genuss geistiger Getränke, und zuletzt verkannte sein misstrauischer Sinn Immermanns wahre, uneigennützige Freundschaft und Güte."

Ueberschauen wir noch einmal die zuletzt wiedergegebenen mannigfaltigen Auslassungen über Grabbe, so erkennen wir leicht, warum diese unberechenbare Persönlichkeit, die bald anzog, bald abstiess, in Düsseldorf schliesslich in den Zustand einer vollständigen Isolierung geriet. Ein Mensch mit soviel Ecken und Kanten musste *für jeden, der* längere Zeit mit ihm zu tun bekam, bald *genug ein Gegenstand* des Aergernisses werden; seine jäh

umschlagenden Launen mussten überall das Hindernis einer dauernden Verständigung bilden. „Er kam mir geradezu vor, wie ein Mensch, welcher vom Monde auf die Erde gefallen ist, oder wie der gemischte Metallkönig im Märchen Goethes.“ Das war der Eindruck, den er auf Immermann bei der Wiederbegegnung in Düsseldorf machte. Wie wäre es möglich gewesen, dass diese beiden so gegensätzlichen Naturen nicht miteinander in Konflikte gekommen wären! Immermann, ein Mensch aus einem Gusse, massiv und wuchtig in seinem ganzen Wesen, und ihm gegenüber Grabbe, dieser unstäte Irrwisch, der ohne Halt und Ziel hin und her schwankte — wie hätte eine Harmonie zwischen ihnen sich bilden können, in die sich nie ein Missklang gemischt hätte? Es musste eines Tages zum Bruche zwischen beiden kommen. Wenn es nicht eher dazu kam, so lag das nur an Immermann, der immer wieder Nachsicht übte, aus Mitleid mit dem Dichter, dessen Talent er hochschätzte. Aber hervorgehoben sei noch einmal, was uns Gustav zu Putlitz in seinem Buche über Immermann (Bd. II, S. 96) als „Tatsache“ berichtet: „dass Immermann Alles, was er konnte, und wir dürfen sagen, mehr als seine Lage gestattete, zu Grabbes Unterstützung tat und zwar, wie seine gleichzeitigen Briefe zeigen, von vornherein mit dem Bewusstsein, dass diese wilde Natur ihm viel Verdruss und Not machen werde.“ Aus einem dieser gleichzeitigen Briefe hat Putlitz (II, 93 f.) ein grösseres Bruchstück mitgeteilt, das Grabbes erste Düsseldorfer Zeit behandelt und folgenden Wortlaut hat:

„Nachdem ich ihn in seinem Quartiere installiert hatte, verhinderten mich meine Geschäfte während einiger Tage ihn zu sehen. Als ich mich wieder nach ihm umtat, hörte ich von der Wirtin gewaltige Klagen über seine Völlerei, und sah in seinem Zimmer leider das Corpus delicti, nämlich das grosse Rumglas, welches er täglich unglaublich oft leerte. Ich las ihm nun gehörig den Text und erklärte, dass ich mich von ihm zurückziehen müsse, wenn er den

Rum nicht liesse. Er hörte diese Strafpredigt wie ein Kind an, versprach Gehorsam und geniesst seitdem nichts als Bier, freilich auch in gewaltigen Quantitäten. Um ihm eine Zerstreuung zu verschaffen, gab ich ihm ein Freibillet ins Theater, von welchem er auch fleissigen Gebrauch macht. — Seine Briefe, deren er in der Woche mehrere an mich zu schreiben pflegt, enthalten die barocksten Einfälle, aber auch die klügsten, wahrsten Gedanken. Ein Urteil im Ganzen über ihn zu fällen, ist sehr schwer. Er kommt mir vor wie der westfälische Bauer par excellence, scharfsinnig, einfach, urgermanisch, geradezu auf das Rechte losgehend, aber auch sehr roh, vielleicht sogar undankbar."

Die Folgezeit lehrte, dass Immermann seinen Schützling richtig beurteilt hatte. Grabbe war und blieb ein roher Patron, der seine ordinäre Herkunft nie verleugnen konnte. Auch die gemutmasste Undankbarkeit blieb nicht aus. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass Grabbe selber die Beschuldigung gegen Immermann in Umlauf setzte, er sei von ihm mit Rollenabschreiben beschäftigt worden, genau so gut, wie er Duller vor seiner Abreise aus Frankfurt vorgelogen hatte, Immermann habe ihn als Stütze für das Düsseldorfer Theaterunternehmen zu sich gerufen. So zeigte er sich auch seinem Wohltäter gegenüber so, wie er im Brief an Kettembeil vom 13. Mai 1829 sich selber bezeichnet hatte, als: „Grabbe, das Tigerlein, der gern lauert, bis er gewiss krallt."

Fast die gleichen Erfahrungen wie Immermann hatte mehr als ein Jahrzehnt zuvor Tieck in Dresden mit Grabbe gemacht. Auch dort war er das enfant terrible gewesen und auch Tieck hat er für dessen gütiges Verhalten ihm gegenüber mit Undank gelohnt. Der Vollständigkeit halber und zugleich als Bestätigung meiner Auffassung von Grabbes Charakter will ich die Darstellung wiedergeben, die Rudolf Köpke von Grabbes Aufenthalt in Dresden, wesentlich auf Grund von Tiecks mündlichen Mitteilungen, in seinem

Buche „Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters“ (Leipzig 1855) geliefert hat. Es heisst da im II. Teil, 4. Buch, S. 22 ff:

„Eine der seltsamsten Erscheinungen tauchte von anderer Seite auf, die auf Tieck einen überraschenden Eindruck machte. Unter vielen dichterischen Erstlingswerken, welche ihm zugesendet wurden, empfing er im Herbst 1822 ein Manuskript, das schon äusserlich durch Umfang und Gewicht gegen die übrigen nicht wenig abstach. Es war eine Tragödie, betitelt „Theodor von Gothland“. Der Verfasser hiess Grabbe und bat um Tiecks richterliches Urteil. Auf den ersten Blick erkannnte er die grosse, aber rohe und verwilderte Kraft. Da war nichts von Schwächlichkeit, nichts von dichterischer Koketterie, es war das Arbeiten eines ungebändigten, dunkel bewussten Talents. Der Verfasser hatte Shakespeare studiert und in sich aufgenommen, aber die dichterische Wut führte ihn weit hinaus über alles, was die ältern Genies sich erlaubt hatten. Die Weichlichkeit des herrschenden Geschmacks bestärkte ihn in seiner natürlichen Richtung. Es fehlte nicht an tragischen Momenten und Gedanken, aber Vieles war hart, bizarr, ja blutig und entsetzlich. Mit der Raserei der Leidenschaft, die sich selbst zerfleischte, paarte sich bisweilen ein widerlicher Cynismus; die Kraft schlug in ein krampfhaftes Wüten, in einen unpoetischen Materialismus über. So konnte nur ein grosses Talent und ein unglücklicher Mensch sich darstellen. Voll Teilnahme sprach sich Tieck in einem Briefe in diesem Sinne aus, und sogleich antwortete der Dichter mit der Uebersendung eines zweiten Stücks. Dieses Mal war es ein Lustspiel.

Tieck hatte Recht. Ein unglücklicher Mensch hatte dies geschrieben; es war ein Talent, das schon im Augenblicke des Auslaufens zu scheitern drohte. Grabbe studierte damals in Berlin. In Detmold, wo sein Vater Zuchthausbeamter war, empfing er unter drückenden Verhältnissen die erste Ausbildung. Doch seine Anlagen zeichneten ihn

aus; man erwartete von ihm Bedeutendes, und nahm sich seiner an. Auf verschiedene Weise suchte man auf ihn zu wirken und ihn nutzbar zu machen. Eine Zeit lang sollte er Prediger, dann Archivar und Diplomatiker werden. Er häufte Massen entgegengesetzter und verworrener Kenntnisse auf, die ihn zuletzt anwiderten und ihm die gelehrten Studien verleideten. Aber er spürte etwas vom Dichter in sich, und bald schien das Gefühl in ihm Oberhand zu gewinnen, dass man die Kraft in ihm am wenigsten würdige, auf die er stolz war. Er zeigte sich abspringend und reizbar, wunderlich, hochmütig und voll Leidenschaft. Endlich ging er nach Leipzig und Berlin, um die Rechte zu studieren; hier vollendete er seine früher begonnenen Dichtungen.

Jetzt suchte er nach irgend einem Mittel des Unterhalts. Bei seiner Vorliebe für das Drama glaubte er auch Beruf für dessen Darstellung zu haben; er beschloss Schauspieler zu werden. Er glaubte mit den grössten Naturmitteln ausgestattet zu sein; seine Einbildung spiegelte ihm vor, auf der Bühne müsse er ungeheuern Eindruck machen. Inzwischen war er nach Leipzig zurückgegangen, von wo er Tieck seine Wünsche und Absichten im März 1823 mitteilte. Er schilderte seine unwiderstehliche Neigung für das Theater: er besitze eine Stimme, die aller Modulationen fähig sei; sein Talent sei das vielseitigste, Hamlet, Lear und Falstaff vermöge er darzustellen. Er beschwor ihn, seine Anstellung bei der Dresdener Bühne zu vermitteln, und ihn dadurch zugleich einer drückenden Lage zu entreissen. Durch diese Ankündigungen ward Tieck auf das höchste gespannt. Es war im Frühling 1823, als ein Fremder zu ihm ins Zimmer trat; eine schwächliche Figur, ein bleiches Gesicht, von Sorge und Leidenschaft zerstört. Verlegen und unbehülflich, kündigte er mit polternder Stimme an, er sei Grabbe. Kaum konnte es eine grössere Selbsttäuschung auf der einen und Enttäuschung auf der andern Seite geben. Von allen Talenten, die Grabbe

von sich gerühmt hatte, besass er keines, weder Stimme, noch Haltung, noch Wandlungsfähigkeit. Alles beruhte auf einer Einbildung, die sein Unglück vermehrte. Für nichts passte er weniger, als für ein öffentliches Auftreten auf den Brettern. Der Druck enger Verhältnisse und das trotzige Gefühl seiner Kraft hatten ihm etwas Störrisches gegeben. Einige Leseproben, auf denen er bestand, fielen ungünstig aus, und bestätigten, dass er für das Theater keinen Beruf habe. Auch ergab sich, dass durch häufigen Genuss geistiger Getränke seine Gesundheit zerrüttet sei.

Bei seiner Zügellosigkeit passte er in kein bürgerlich geordnetes Verhältnis. Er war schwer unterzubringen; seine Dramen, auf die er hoffte, liessen sich nicht darstellen. Auf Tiecks Verwenden suchte indess die Intendanz des Dresdener Theaters ihn anderweitig zu unterstützen. Aber dies konnte ihm nicht genügen. Er vermochte von seinen Einbildungen nicht zu lassen, und glaubte sich verkannt und zurückgesetzt. Er hatte sich Tieck in die Arme geworfen, von ihm erwartete er Hülfe, Erleichterung seines Zustandes und Erfüllung phantastischer Wünsche, in der er eine Anerkennung seines Wertes sah.

Tieck tat, was in seinen Kräften stand; er behielt ihn in seiner Nähe, und zog ihn zu seinen Gesellschaften. Aber es war schwer mit ihm zu verkehren. Die Gegenwart Anderer war ihm lästig; er war bald scheu, bald hochfahrend. An keinem Gespräche nahm er Teil; oft stand oder sass er stumm auf einer Stelle, oder sah, unbekümmert um die Gegenwärtigen, zum Fenster hinaus. Es war ein seltsames Gemisch von Stolz und Unbehülflichkeit. Am beredtesten war er in der Mitte ungebildeter Leute. Als Tieck einst zufällig an einer gewöhnlichen Schenkwirtschaft vorüberging, sah er Grabbe in der Mitte mehrerer Spiessbürger beim Biere sitzen, denen er erhitzt und grosssprecherisch von sich und seinen Dramen erzählte, obgleich sie schwerlich je etwas von Poesie und von seinem Namen gewiss nichts gehört hatten.

Endlich zeigte sich, dass er auch in Dresden nicht finde, was er suchte. Mit erhöhter Bitterkeit schied er, um sein Glück anderweitig zu versuchen. Tieck gab ihm Empfehlungen an einige Freunde mit. Zuerst bot Grabbe seine Dienste dem Braunschweiger Theater an. Aber Klingemann, der Vorsteher desselben, wusste ihn nicht zu beschäftigen. Er schrieb an Tieck, es sei eine heraustobende Natur, die bei allem Drange für die Bühne gar nicht passe. Ein ähnliches Schicksal hatte er in Hannover. Man bot ihm ein Gehalt, das einem Almosen gleich kam. Hoffnungslos und verzweifelt kehrte er nach Detmold zurück. In der Nacht schlich er sich in das Haus seiner Eltern, denen er von seinem Berufe so viel erzählt, und die an ihn geglaubt hatten. Im August 1823 rief er Tiecks Hülfe von neuem an; er sei bereit, Allem zu entsagen und mit einer Schreiberstelle zufrieden zu sein. Später nahm Grabbes Schicksal für einige Zeit eine günstigere Wendung. Seinem Andenken an Tieck mischte sich aber ungerechterweise eine gewisse Gereiztheit bei. Sie war nicht zu verkennen in den halb widerlegenden Anmerkungen, mit denen er fünf Jahre später Tiecks Brief über den „Theodor von Gothland“ begleitete, als er seine dramatischen Dichtungen herausgab. Noch minder in der Abhandlung über Shakespearomanie, in welcher er in absichtlichem Gegensatze zu Tieck Shakespeares nachteiligen Einfluss auf die deutsche Poesie zu beweisen suchte. Und doch war Grabbe selbst eine Zeit lang ein so exaltierter Bewunderer Shakespeares gewesen, dass Tieck hatte mässigen und zügeln müssen.“ In den Beilagen zum II. Teil erwähnt Köpke (S. 281) noch zwei in Holteis Ausgabe der Briefe an L. Tieck ungedruckt gebliebene Briefe aus dem Jahre 1823, der eine von dem Leipziger Professor der Philosophie, Amadeus Wendt, der andere von dem Braunschweiger Theaterdirektor August Klingemann. Darin spreche jener sich für, dieser, auf dessen Urteil mehr zu geben ist, gegen *Grabbes Beruf zum* Schauspieler aus. Ferner bemerkt

Köpke, wenn Grabbe behauptet habe, schon vor seiner Ankunft in Dresden sei ihm durch Tieck Hoffnung auf eine Stelle als Regisseur beim dortigen Theater gemacht worden, so sei auch das nur eine Einbildung von ihm gewesen. Denn wie hätte Tieck bei seiner damaligen Stellung in Dresden einem ihm persönlich ganz unbekannten jungen Dichter eine solche Aussicht eröffnen können? — Es war weniger eine Einbildung, als vielmehr eine Erfindung Grabbes, eine seiner beliebten Aufschneidereien. Er beging damit ein Unrecht an Tieck, denn er hatte sich, als in Leipzig seine Not am höchsten war, hülfesuchend an diesen gewandt, und es war ihm geholfen worden. Er aber drehte die Sache um und erzählte, er sei von Tieck unter Vorspiegelung einer Anstellung am Theater nach Dresden gelockt worden. Ganz wie bei Immermann!

Zu denen, die Gelegenheit hatten, Grabbe persönlich kennen zu lernen, gehörte auch Graf von Schack, der als Student während eines Ferienaufenthalts in Frankfurt am Main einen Nachmittag in Dullers und Grabbes Gesellschaft zubrachte, worüber er in seinem Memoirenwerk „Ein halbes Jahrhundert" (Bd. I, S. 89 f), zugleich unter Würdigung des Dichters, sich folgendermassen auslässt:

„Eine andere mir merkwürdige Erscheinung, die während eines meiner Ferienaufenthalte in Frankfurt an mir vorüberging, war die von Grabbe. Ich hegte eine grosse Bewunderung für diesen Dichter und habe dieselbe, wenn auch nicht für alle, doch für einige seiner Werke bis heute bewahrt. Sein „Friedrich Barbarossa" und „Heinrich VI." sind wahre deutsche Nationaldramen, auf die wir stolz sein können. Hier sind die ehernen Gestalten der Hohenstaufen und Heinrichs des Löwen in ihrer ganzen Grösse lebendig geworden, und wie ist darin jeder deutsche Fleck verherrlicht! Was Grabbe erstrebte, ist ihm wirklich gelungen: „Im Sonnenschein liegt der ganze deutsche Süden da, Adler schweben über Tirols Bergen, und die See braust um Heinrich des Löwen Staaten wie eine Löwenmähne."

Dass diese beiden Dramen an starken Gebrechen leiden, dass sich Auswüchse in ihnen finden, welche wegzuwünschen wären, leugne ich nicht. Aber es ist die Signatur kleiner Geister, da, wo bedeutende Vorzüge vorhanden sind, besonders die Mängel ins Auge zu fassen. Auch Grabbes „Napoleon" ist eine gewaltige Dichtung; und wenn man sie in die eine Wagschale legte, dagegen hundert nach allen Regeln verfasste, aber kalte und nüchterne Produktionen späterer Dramatiker in die andere, sie würde dieselben hoch in die Lüfte schnellen. Welcher Unverstand, dieses geniale Werk, das nur vor der Phantasie des Lesers aufgeführt sein will, als ein Theaterstück zu beurteilen! Dann erscheint dasselbe allerdings höchst mangelhaft; aber der Fehler liegt nicht an ihm, sondern an dem Standpunkte, von welchem aus es betrachtet wird. Solche nur für eine ideale Bühne berechnete Dramen sind vollberechtigt in der Litteratur, und viele der ausgezeichnetsten Dichtwerke gehören zu dieser Gattung, worüber der Umstand, dass man durch Bearbeitungen oder vielmehr Verstümmelungen ihre Darstellung ermöglicht hat, nicht täuschen kann."

Ich will hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dass diese Ausführungen nur das irreführende Gerede eines Dichters sind, der selber mit seinen Dramen nicht festen Fuss auf der Bühne fassen konnte. Ein Dramatiker hat nicht für eine „ideale Bühne" zu schaffen, sondern stets das wirkliche Theater im Auge zu behalten. Es ist nur ein Zeichen seiner Unkraft, wenn er die Rücksicht auf Bühnendarstellung ausser Acht lässt und ins Blaue hinein produziert. Schlimm genug, dass so viele dichterisch bedeutende Dramen nur zum Lesen da sind! Die Pflicht der Kritiker ist es, die schaffenden Dramatiker immer und überall auf die Bühne zu verweisen. Hic Rhodus, hic salta! — Doch hören wir den Grafen weiter:

„*Bei meiner* Vorliebe für die genannten Werke regte *sich in mir*, als ich hörte, der Verfasser derselben befinde

sich seit einiger Zeit in Frankfurt, natürlich der Wunsch, ihn zu sehen. Allein fast wäre dieser unerfüllt geblieben. Erst als Grabbe schon nach wenigen Tagen abreisen wollte, hatte ich Gelegenheit, ihn wenigstens flüchtig kennen zu lernen. Ein in Frankfurt lebender Schriftsteller aus Wien, den ich hie und da sah, erbot sich, mich mit ihm zusammenzuführen. Es war dies Eduard Duller .... Auf Dullers Veranstaltung begab ich mich in die „Mainlust",*) eine jetzt nicht mehr bestehende hübsche Gartenwirtschaft; ihn selbst aber fand ich dort an der Seite einer höchst seltsamen Persönlichkeit, nämlich eines Mannes von ungelenkem Wesen und eckigen Bewegungen, mit hoher Stirn, doch nicht eben schönen Gesichtszügen, und in einem Anzug, zu welchem der Schneider keineswegs das Mass genommen hatte, da ihm die Kleider am Körper umherschlotterten. Es war Grabbe. Er schien mir weit älter zu sein, als er in Wirklichkeit war; sein Gesicht liess auf einen leidenden Gesundheitszustand schliessen. Ein Gespräch wurde bald in Gang gebracht; Grabbe sprach indess nur abgebrochen und in kurzen Sätzen, die er hastig herausstiess. Die Rede kam auf Paris, und er äusserte sich über die französische Hauptstadt in einer Weise, als ob er dort gewesen wäre. Letzteres war, wie ich nachher bestimmt gehört habe, nicht der Fall; aber er soll des festen Glaubens gewesen sein, manches, was seinen Ursprung nur in seinem Gehirn hatte, wirklich gesehen und erlebt zu haben. Natürlich ward auch von Litteratur gesprochen, und hier ergoss er sich in burleske Ausfälle auf fast alle beliebten Dichter der Zeit. Seltsamerweise aber rühmte er Müllner und versicherte, dessen „Schuld" sei eines der vorzüglichsten Trauerspiele. Von Heine, mit dem er als Student in Berlin näher bekannt gewesen war, sprach er nur in geringschätzigem Tone, selbst seiner Lyrik schien er höchstens

---

*) Wie Duller (Grabbes Leben S. 66) erzählt, sprach G. konsequent von der *„Maintrauer"*.

untergeordneten Wert zuzugestehen. Ueber Platen äusserte er sich in so cynischer Weise, dass es mich erbitterte und dass ich mich deshalb auch bald entfernte. Seitdem habe ich Grabbe nicht wieder gesehen, doch seinen nicht sehr lange nachher erfolgten Tod als einen Verlust für unsere Litteratur höchlich bedauert.“

Einen Verlust für unsere Litteratur, wie Schack meint, bedeutet Grabbes frühes Ende nicht. Was hätte er bei längerem Leben noch leisten können? Seine körperlichen Kräfte waren verfallen und die Flügel seines Geistes gelähmt, als er Düsseldorf verliess. Es gab für ihn keinen Aufschwung mehr. Aber, müssen wir weiter fragen, hat er denn überhaupt unsere Litteratur bereichert? Wird auch nur eins seiner Werke in den dauernden Besitzstand unserer Nationallitteratur übergehen? Ich gebe darauf ohne Zögern die Antwort: Nein. Seine Werke besitzen nur den Reiz der Kuriosität. Nicht ein einziges ist ein ausgereiftes Kunstwerk. Ein geläuterter Geschmack wird sich derartigen Produkten gegenüber immer nur ablehnend verhalten. Das Interesse, das uns Grabbe bietet, liegt hauptsächlich in seiner Persönlichkeit. Er ist die seltsame Spielart eines Menschen, den die Natur in einer bizarren Laune entstehen liess, ohne sich lange zu fragen, wozu solche Gesellen wie er zwischen Himmel und Erde herumkriechen sollen.

Zum Schlusse möchte ich nicht versäumen, Herrn Professor Dr. Philipp Strauch in Halle a. S. für die gütige Unterstützung, die er mir bei der Ausgestaltung meiner Abhandlung angedeihen liess, und für das liebenswürdige Entgegenkommen, das er mir allezeit bewies, aufrichtigen Dank zu sagen. Ebenso bin ich Herrn Professor Dr. Arnold E. Berger in Halle a. S. für die freundlichen Winke und förderlichen Ratschläge, die er mir bei der Abfassung meiner Arbeit erteilte, zu grossem Danke verpflichtet, den ich ihm auch an dieser Stelle aussprechen möchte.

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Arthur Ploch, am 24. November 1874 als Sohn des Stationsvorstehers Rudolf Ploch zu Stockheim in Oberhessen. Ich besuchte die dortige Volksschule von Pfingsten 1881 bis Ostern 1885, darauf 3 Jahre lang die erweiterte Volksschule zu Nidda, dem Wohnort meiner Grosseltern. Ostern 1888 trat ich in die Ober-Tertia des Gymnasiums zu Büdingen ein und gehörte der Anstalt bis zur Ablegung des Maturitäts-Examens an. Im April 1893 liess ich mich an der Landes-Universität Giessen immatrikulieren, wandte mich aber nach Ablauf des ersten Semesters nach Berlin, wo ich von Oktober 1893 bis Mitte März 1895 verblieb. Im Sommersemester 1895 setzte ich meine Studien in München fort, kehrte von dort im Oktober 1895 nach Berlin zurück und blieb daselbst bis zur Wende des Jahres 1896. Meine Studien waren vornehmlich auf Litteratur- und Kunstgeschichte gerichtet. Ich hörte Vorlesungen bei den Herren Professoren Erich Schmidt, Ludwig Geiger, Ernst Curtius, Hermann Grimm, Kekulé von Stradonitz. Ihnen allen bin ich für meine wissenschaftliche Ausbildung zu Dank verpflichtet. Auch hatte ich noch das Glück, zu den Füssen Heinrichs von Treitschke und Eduard Zellers sitzen zu können. Nach meiner Universitätszeit wandte ich mich schriftstellerischer und journalistischer Tätigkeit zu und war an verschiedenen Orten als Redakteur beschäftigt. Im Mai 1900 liess ich mich in Halle a. S. wieder immatrikulieren und hörte Vorlesungen bei den Herren Professoren Burdach, Haym, Pischel, Strauch und Vaihinger. Ich verdanke jedem bedeutende Anregungen zu ernster wissenschaftlicher Arbeit. Den Herren Professoren Haym und Pischel trat ich auch persönlich näher und bin ihnen für die Förderung meiner Studien zu besonderem Danke verpflichtet. Dem nun verstorbenen Herrn Professor Haym, der mich auf das Thema meiner Abhandlung hinwies, werde ich stets ein verehrungsvolles Andenken bewahren. Im Frühjahr 1901 wandte ich mich nach Berlin und stellte dort die eingereichte Arbeit fertig.

